

Drei Sommer in Tirol

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1871

V. Oberinntal - Oetzthal - Schnals. 1842

Oberinntal — Oetzthal — Schnals.

1842.

Landeck ist ein Dorf, das sich feiner ausnimmt, als manches Städtlein — anderthalbtausend Einwohner, ansehnliche Häuser, malerisch aufgestaffelt, reinliche Gassen, eine schöne Brücke, eine große gothische Kirche, ein stolzes Schloß in der Höhe — dazu ein lebendiger Strom und ragende Berge. Dieses Dorf liegt auf beiden Seiten des Inns und heißt der eine Theil linker Hand Perfur, der andere Angedair, wunderliche Namen, deren Bedeutung aber doch schon gefunden ist.

Die schöne Kirche zu Landeck steht auf einer Höhe über dem Dorfe. Die Sage von der Gründung des ersten Gotteshauses ist vorne im Chor auf einem Gemälde dargestellt. Man erfährt daraus, daß vor sechshundert Jahren oben im Gebirge auf Tramb's ein häuerliches Ehepaar gelebt, dem ein Wolf und ein Bär zwei Kinder fortgetragen. Die hilflosen Eltern stiegen eiligst herunter zu Marien „im finstern Walde,“ die in jener Zeit auf dieser Stelle verehrt wurde und gelobten in der Angst ihrer Seele eine Kirche daselbst zu erbauen. Und während sie beteten, trugen Wolf und Bär die Kinder im Rachen herbei und legten sie

unversehrt vor den Eltern nieder. Darnach entstand da eine vielbesuchte Wallfahrt, die man seiner Zeit zu Unserer lieben Frau im finstern Walde nannte. Die jetzige Kirche ist aber spätern Baues und wohl erst mit dem Jahre 1506 vollendet worden, wie die Jahreszahl andeutet, die über dem großen Portale steht. Hinten in dem Schiffe zur rechten Hand ist ein gothischer Altar aus gleicher Zeit und daneben das Grabmal des edlen und gestrengen Ostwald von Schrofenstein, der viel gethan zum Bau der jetzigen Kirche und gestorben ist 1497. Er führte einen Steinbock im Wappen, bei dem ältern alpinischen Adel ein vielbeliebtes Abzeichen. Auch im Chore der Kirche ist ein Denkschild, der jenes Ritters Gedächtniß bewahrt. Ein früherer dieses Geschlechts fiel mit Herzog Leopold bei Sempach. Schrofenstein, die Burg, liegt von Landeck aus zu sehen, auf dem linken Ufer des Inns im Bergwalde, schmales, thurmartiges Gemäuer von gelblicher Farbe, scheinbar an den Schrofensteinen hingelehnt, in Wirklichkeit aber auf einer freistehenden Felsenstufe. Es ist schwer hinauf zu klettern; manche unternehmen aber das Wagniß dennoch, gelockt von dem vierhundertjährigen Wein, der nach der Sage noch immer im Burgkeller geschenkt wird, obgleich ihn die Bayern schon vor dreißig Jahren ausgetrunken. Uebrigens ist es auch der Mühe werth, der Schönschau willen hinzugehen.

Die schöne gothische Kirche zu Landeck ist in neuerer Zeit, von 1858 an, hauptsächlich auf Betreiben des nun verstorbenen Curaten Crazolara, geschmackvoll und stylgerecht hergestellt worden. Die in Tirol mit Ehren bekannten Bildhauer Stolz und Trenkwalder, dieser ein geborner Landecker, fertigten die neuen Altäre. Ueberdieß schmückten das Gotteshaus jetzt schöne Glasfenster aus den Anstalten zu Innsbruck und München, eine prachtvolle Kanzel und ein neuer Thurm nach dem Entwurf des Architekten Bonstabl.

Seitdem ist auf dem Friedhofe auch eine Capelle entstanden, welche die Landecker und ihre Nachbarn am 22. Juli 1869 unter allen landesüblichen Festlichkeiten, als Glockengeläute, Böllerfrachen, Fahنشwingen, Hochamt, Scheibenschießen und Ehrenmahzeit, eingeweiht haben. Sie ist dem Andenken der zehn Landesschützen gewidmet, die am 22. Juli 1866 bei Le Tezze in der Bassugana gefallen sind. Damals kämpfte die Landecker Schützencompagnie zwei Stunden lang im dichtesten Kugelregen gegen den zwanzigfach überlegenen Heerhaufen des General Medici und wich nicht eher, als bis sie der strengste Befehl zum Rückzug zwang.

Vor die Kirche zu Landeck, unter die Linde, die ehemals stand, verlegt die Ueberlieferung eine schöne Begebenheit. Herzog Friedrich nämlich, mit der leeren Tasche, war in Reichsacht von Constanz entronnen und über Bludenz und den Arlberg nach dem getreuen Land Tirol gegangen. Weil aber der feindliche Bruder, Herzog Ernst, im Lande lag und Prälaten und Ritter zu ihm standen, so hielt sich Friedrich verborgen und nahm sein Versteck bei Hans von Müllinen auf der Burg Berneck im Kaunserthale und dann bei etlichen vertrauten Bauern in den Hochthälern. Aus einem solchen Orte kam er einmal nach Landeck herab, um die Stimmung des Volkes zu versuchen. Im Dorfe wurde damals zur Feier der Kirchweihe ein bäuerliches Reimspiel aufgeführt. Der Herzog ging nun als Pilgram verkleidet selbst unter die Gaukler und sang den Landleuten im Schatten der grünen Linde eine Geschichte vor, wie ein ehrenhafter, fürstlicher Herr, der es zu allen Zeiten mit den Bauern gehalten, in Widerniß und Fehde hart bedrängt, seine Herrschaft verloren habe und als Flüchtling im Glend irre. Als nun der Fürst seine Ballade gesungen, rührten sich die Bauern und riefen alle zusammen: das ist ja die Geschichte von unserm lieben Herzog Friedel; dieser aber warf alsbald Muschelkragen und Pilgerstab weg und

gab sich in seiner wahren Eigenschaft zu erkennen. Sofort dann mächtiges Freudengeschrei von allen Seiten und helle Begeisterung, so daß die Bauern den Herzog auf den Schild erhoben und jubelnd durch die Gassen von Landeck trugen. Nebstdem versprachen sie mit festem Handschlag in allen Nöthen ihm beizustehen und gegen seinen Bruder, gegen geistliche und weltliche Herren zu helfen, was sie auch getreulich ausführten. Und die Anhänglichkeit des Landvolks hat dem Herzog die Grafschaft Tirol erhalten. —

Das Schloß zu Landeck ist ein stolzes, aus Bruchstein aufgeführtes Gebäude, schön gelegen auf einem Felsenschopfe, der aus dem Inn aufsteigt. Rechts und links an der Vorderseite ist der Bindenschild von Oesterreich aufgemalt. Manches Gelaß in der Burg mahnt noch an die Zeit, wo die ritterlichen Pfleger zu Landeck hier oben saßen; zumal die prächtige Vorhalle erinnert an jene Tage, auch etwa, doch mißliebiger, das Burgverließ. Die Stuben des Burggesindes lassen sich noch leicht unterscheiden von den Herrenkämmerchen. Mehrere von diesen sind obwohl in späterem Geschmacke getäfelt. Einige werden bewohnt und dienen armen Leuten zum Unterschluf. Die Aussicht ist sehr lobenswerth. Die schönen Straßenzeilen des Dorfes, stufenweise übereinander, der grüne Fluß und die weißen Gebäude, die auf der Höhe des andern Ufers aus Büschen und Bäumen hervor scheinen, sind ein lustiger Vorgrund. Drüben jenseits des Zusammenflusses der Sanna mit dem Inn steht der Burgstall von Schrofenstein im wilden Park und daneben, schon wieder auf ganz anderm Grunde, das alte Dorf zu Stanz, erhaben auf seinem Berghang, dessen reicher Fruchtwald verhüllend über die Dächer gewachsen ist und kaum den Kirchturm noch hervorspitzen läßt, wogegen von der untern Halbe der grüne Rasen weggespült

und so die braune Erdwand zu Tage gekommen ist. In der Höhe überall kahle Hörner mit silbernem Scheitel.

Landeck ist übrigens ein lebendiger und wohlhabender Ort. Es gehen hier drei vielbefahrene Straßen auseinander — die eine über den Arlberg, die zweite nach Innsbruck oder nach Füssen, Augsburg und München, die dritte über Finstermünz nach dem Süden. Daher viel Geschäft mit Fuhrwägen und Reisenden und deßwegen auch mehrere große Gasthöfe, städtisch eingerichtet und mit allen erlaubten Bequemlichkeiten versehen.

Zur Erklärung des schönen, reinlichen und herrenmäßigen Aussehens des Dorfes Landeck wollen wir indessen noch beifügen, daß in Tirol die Städte überhaupt sehr dünn gesäet sind und daß daher die Dörfer und Flecken in Handel und Wandel die Dienste ihrer zinnengekrönten Schwestern versehen. Deßwegen findet man denn auch in Tirol so viele schöne und wohlgestaltete Dörfer. Telfs, Silz, Imst, Landeck, Bruz, Nauders, Mals und die Orte an der Brennerstraße wie im Pusterthal haben alle dieses stattliche Ansehen.

Fahren wir nun, um schneller ins Deßthal zu gelangen, am Inn hinab nach Imst. Der Fußweg auf dem rechten Ufer, der über liebliche Berghalden nach Schönwies führt, soll zwar noch um ein Gutes anziehender sein als die Landstraße, es ist aber nicht möglich alle schönen Steige abzulaufen, und über die Straße selbst ragt die wilde Natur des Innthales mächtig genug herein, um uns vollständig zufrieden zu stellen. Bald kommt man nach Zams, welches noch in fruchtbarer, geräumiger, mais- und obstreicher Feldmark liegt und als die älteste Pfarre in weiter Gegend bekannt ist. Links über dem Inn hinter dem Weiler Leß in einer schaurigen Felsenhöhle tost ein herrlicher Wasserfall, den man nicht, wie wir, vorbeigehen soll. Dann

erhebt sich Kronburg, eine alte Beste, die einst den Starkenbergern gehörte und von Herzog Friedrich gebrochen wurde, noch in Trümmern stolz und herrschend auf einem Felskegel, der selbst ungemein ernst und groß aus dem Thale aufsteigt, frei von allen Seiten und im schönsten Ebenmaße vom breiten Fuße zum spitzen Haupte sich verjüngend. Lange will sich das Auge nicht von dieser Erscheinung abwenden, von dem gekrönten Berge, der wie ein Fürst in der Landschaft sitzt, drohend und Verehrung heischend. Die Gegend ist sonst hier herum wild und enge; scharfe Wände stehen am Wege, Wasserfälle schäumen herunter. Erst allmählich bildet sich wieder breiterer Thalgrund, in dem sich leider auch der Inn mehr gehen läßt und oft überfluthend viel weiter greift als er soll. In solcher fruchtbarer Fläche liegt ein freundliches Dorf, Mils benannt, und diesem gegenüber das Dörfchen Untersauers, welches eine Colonie von Landfahrern ist, die meistens nur dort verweilen, um von ihren Bügen auf einige Zeit auszuruhen. Diese Landfahrer oder Lahninger, Dörcher, wie man sie jetzt gewöhnlich nennt, sind ein seltsamer, schon oft geschilderter Schlag von Leuten und führen ein abenteuerliches Leben. Sie kommen hauptsächlich im Oberinntale und im obern Vinschgau vor. Ihr eigentliches Wesen ist, daß sie das ganze Leben in der Welt herumfahren und mit Obst, Geschirr und andern kleinen Waaren handeln. Viele besitzen keinen eigenen Herd, um sich zur Ruhe zu setzen, die reichsten nur ein kleines Häuschen. Ihr Fahrzeug ist ein Karren, den sie selber ziehen, wenn nicht ein Eselchen oder eine abgejagte Mähre aushilft. Der Lahninger, der arme Mann, will aber nicht allein in der Fremde herumfahren; er sehnt sich nach einem süßen Weibe, nach einem freundlichen Augentrost, und manchmal scheint er recht glücklich zu sein in seinem Werben, denn man sieht mitunter ganz hübsche

Frauen vorgespannt. Solchen Verbindungen steht übrigens die weltliche Behörde zumeist entgegen, in Anbetracht der Armuth und des unsichern Erwerbsstandes der Brautleute. Da soll's denn manchmal vorkommen, daß sie nach Rom pilgern und sich am Grabe der Apostel trauen lassen. Neu vermählt kommen sie ins Vaterland zurück, zeigen der Behörde päpstliche Briefe und Siegel vor, werden aber wegen Uebertretung der Landesgesetze gleichwohl mit Gefängniß und Ruthenstreichen bestraft. So bringt das Dörcherpaar in der Haft seine Flitterwochen zu, welches Leiden sie aber nur noch fester zusammenkittet, so daß sie das ganze Leben nicht mehr von einander lassen und auf allen Heerstraßen mit vereinten Kräften an dem Karren schieben. Nicht selten sind sie auch reich mit Kindern gesegnet — die Säuglinge erhalten ihre Wiege unter dem Dache des Wagens, die Erwachsenen ziehen selber mit und bilden später wieder neue Dörcherfamilien. Manche davon sind am Wege hinter den Haselstauden auf die Welt gekommen. Es ist ein eigener Anblick, diese Geschlechter zu sehen, oft zu sieben und acht Personen vornen und hinten ziehend und schiebend an der fahrenden Hütte, ihrem Besitz, ihrem Schatzkasten und ihrer Wohnung, etwa einmal mit sorgenvollen, trüben Blicken, hin und wieder auch, wenn die Zeiten gut sind, guter Dinge und voll frohen Muths.

Weniger als dem unbetheiligten Touristen behagt dieser Anblick dem seßhaften Bauersmann, der in dem Dörcherwesen mit Recht eine Landplage sieht. Allmählich kommen selbst die Römerchen ab und die Bärchen suchen sich mehr und mehr auch ohne priesterlichen Segen fortzuhelfen. Leider entwickeln sie dabei ine maßlose Fruchtbarkeit. Mädchen mit neun bis zehn unehelichen Kindern sind nicht ganz selten. Für die Erziehung dieses Nachwuchses geschieht natürlich gar nichts und die wenigsten kommen in eine Schule. Der Dörchergeist soll überdies so unzerstörbar

sein, daß solche Sprossen, die von barmherzigen Leuten noch als Winckelkinder in Pflege genommen wurden, heimlich mit den Lahningern davonliefen, sobald sie nur erst gehen gelernt. Wenn der Handel mit Geschirr und Obst nicht genug erträgt, so verlegen sich die Dörcher auf den Bettel, und wenn dieser nicht reicht, auf den Diebstahl. Sind sie krank und alt geworden, so muß die Gemeinde für sie sorgen, ebenso für die Kinder, die sie ohne Vorsorge zu Hause lassen. Es fehlt nicht an Vorschlägen, wie diese schwere Belästigung des Landes zu beseitigen, allein zur Zeit besteht sie noch in voller Kraft.

Die Dörcher haben auch wie andere Gewerbe ihren Jahrtag, nämlich die Kirchweih zu Landeck. Dort kommen sie von nah und fern zusammen und verleben einen lustigen Tag. Dieser Gebrauch soll aus den Zeiten Friedrichs mit der leeren Tasche herrühren, denn die Dörcher behaupten, sie hätten sich damals zuerst für ihn ausgesprochen und seine Partei ergriffen; deßwegen habe er ihnen den Jahrtag gestiftet.

Den Namen Dörcher erklärt man als Theriakler. Der Theriak war nämlich früher eine hochgeschätzte Wunderarznei, mit deren Verkauf sich gerade solche herumziehende Strolche beschäftigten. Lahninger soll aus Landgänger entstanden sein.

Es herrscht aber im Oberinnthale, das Lechthal ausgenommen, allenthalben große Armuth. Der Grundbesitz ist sehr zersplittert und von Muhrbrüchen und Ueberschwemmungen stets gefährdet. Wenige Gegenden sind so fruchtbar, daß die Ernte für die Bewohner ausreicht und viele derselben gehen daher als Hirten oder Maurer in die Fremde. In ihren Sitten sollen sie dadurch keineswegs gewinnen, obwohl sie mitunter kleine Ersparnisse nach Hause bringen. Aus diesen Gegenden ging auch 1857 die bekannte Colonie nach Pozuzu in Chile ab. Die streitende Kirche hat hier ihren getreuesten Anhang, denn die Oberinnthaler gelten für die finstersten Köpfe in Tirol. Was Politik betrifft, sollen sie aber manche heimliche und nicht ganz ungefährliche Gedanken hegen. Manchmal hört man sie die Behauptung aufstellen, sie könnten sich wohl selbst regieren und brauchten keine Herren mehr. Im Jahre 1848 war sogar das würdige Stift zu Stams nicht ganz

ohne Sorgen vor seiner Nachbarschaft, denn die Bauern sprachen damals unumwunden aus, es möchte die Zeit wohl auch noch kommen, wo statt der Herren von Eisterz sie selbst aus den Fenstern des Klosters schauen würden.

Im Uebrigen scheinen aber die Oberinnthaler sehr friedlich zu sein und ihre Rechtshändel lieber bei einem Seidel Wein zu schlichten als vor Gericht. Wenigstens war in diesem Landestheil viele Jahrzehente hindurch nicht ein einziger Rechtsanwalt zu finden. An den letzten Advocaten, der vor langer Zeit zu Imst gelebt, hat sich überdieß eine seltsame, dem Stande keineswegs günstige Sage angehängt. Als jener nämlich gestorben war und der Leichnam vor dem Hause eingeseget wurde, kam er selber, scheinbar ganz lebendig, oben ans Fenster und lachte höhnisch herunter. Von Stund an wagte niemand mehr ins Haus zu treten, doch sandte man sogleich nach ein paar Capucinern, welche auch um Mitternacht erschienen, den Unhold, der ein großer Betrüger und Bucherer gewesen, mit Stricken banden und ihn in die Ruinen von Starckenberg führten, wo sie ihn für ewige Zeiten festbannten. Ein Pfafflarer, der eben des Weges war, ging den Capucinern nach, betrachtete sich die Sache und erzählte sie dann weiter. Auf diese Art nur konnte sie bekannt werden, denn die beiden Patres haben nie davon gesprochen.

Wenn man von Mils etwa eine Stunde in der schönen Niederung fortgefahren, geht's noch einmal über einen steilen Berghang und allgemach zeigt sich dann der große Flecken Imst, Hauptort des Oberinntales, Sitz der Behörden und anderer angesehenen Leute. Gleich rechts vom Flecken steigt der prächtige Tschirgant in die Höhe, hier wie eine ungeheuere Pyramide anzusehen, ein höchst eindrücklicher Klotz.

Imst ist ein gut gebauter Flecken, aber ohne erhebliche Merkwürdigkeiten. Angenehm ist ein Spaziergang auf den Calbarienberg, auf dessen vorderster Höhe ein Kirchlein des heiligen Johannes steht mit offener Aussicht über den Markt und seine bergige Umgebung.

Dieser Flecken besaß im vorigen Jahrhundert großen Ruf als der Sitz des tirolischen Vogelhandels, der einst auf Moorfieldsquare zu London seine Niederlagen hatte und auch im Orient und namentlich zu Konstantinopel seine Sänger auf den Markt brachte. Seine Gönner in England gingen so weit die Kanarienvögel der Tiroler selbst über jene der canarischen Inseln zu stellen. Alle übrigen Vögel dieses Namens, behaupteten sie, fangen wie Heiderlerchen, die tirolischen aber wie Nachtigallen. Letzteren allein sollte jener seelenerhebende Zug Philomelens glücken, den die Engländer jug nennen. Zur Erklärung dieses Talents nahmen die britischen Naturforscher sogar ihre Zuflucht zu der Hypothese, daß die meisten der aus Tirol eingeführten Kanarienvögel von Eltern erzogen worden seien, deren Ahnen den Gesang bei einer Nachtigall gelernt. Uebrigens ist dabei zu bemerken, daß die wenigsten der von den Tirolern verhandelten Vögel in Tirol zur Welt gekommen waren, denn die Mehrzahl wurde erst in Schwaben angekauft, wo zu damaliger Zeit die Gärtner zum Besten der reisenden Händler große Vogelhecken unterhielten.

Die meisten Begebenheiten des Spindler'schen Vogelhandlers spielen in der Gegend von Imst. Auch die Art und Weise, wie dieser Handel betrieben wurde, ist in jenem Romane nach den Angaben alter Leute glücklich und anziehend geschildert, der treffliche Name Tammerl aber, den der ehrenwerthe Vogelhandler, Seraphins nachmaliger Schwiegervater, führt, ist jedenfalls einer Firma in Zams, Baumwoll- und Seidenzeugfabrik, entlehnt. Früher waren überhaupt noch bessere Jahrgänge für die oberinntalische Metropole — es war da einmal auch viel Bergsegen und großer Gewerbefleiß. Jetzt ist die Kanarienzucht aufgegeben, der Bergsegen eingegangen und der Gewerbefleiß, der sich in einigen Fabriken bethätigt, ist auch nicht mehr so ein-

träglich als zu andern Zeiten. Dazu kommt noch, daß am 7. Mai 1822 der ganze Markt von zweihundertundzwanzig Häusern bis auf vierzehn abbrannte. Dieß hat die Imster völlig arm gemacht und es ist eine Frage, ob sie sich je wieder in die alte Blüthe hinarbeiten werden. Sonst zeigen sie viele schöne Anlagen, insbesondere für die Kunst. Staffler weiß acht Eingeborne zu nennen, die als Bildhauer und Maler gelebt und sowohl inner- als außerhalb ihres Vaterlandes Anerkennung gefunden haben. Darunter ist der neueste Alois Martin Stadler, zu München, zu Neapel und Rom gebildet, wohlbekannt wegen manches schönen Altarblattes, das er in tirolische Kirchen gemalt.

Lassen wir nun den Flecken, um wieder weiter zu ziehen. Man muß erst auf der Landstraße hoch hinaufsteigen, nach Karres, wo die niedliche Kirche steht, deren dünner gothischer Thurm so fern ins Land hineinschaut. Von da sieht man ins Bizthal, das weit hinten von grausen Gletschern beschloffen wird, und ebenso erschaut man den grünen Rücken des breiten Benetberges, der voll milder Alpen und schöner Forste ist und aus der Gegend von Landeck herüberstreicht bis an den Bizabach, welcher bei Karres in den Inn fällt. Unterhalb dieses Dorfes geht der Weg ins Dexthal von der Landstraße ab. Diese selbst würde uns in fünf Stunden dem Inn entlang nach Stams führen, nach dem ansehnlichsten und reichsten, wiewohl jüngsten der tirolischen Stifter. Es ist im Jahre 1272 gegründet worden von jener Elisabeth, der Mutter Conradins, und ihrem zweiten Eheherrn, dem Grafen Meinhard von Tirol, als Gedächtnißmal zur frommen Erinnerung an den letzten Hohenstaufen, der zu Neapel enthauptet worden. Die Cistercienser-Abtei zu Stams ward das St. Denis der tirolischen Fürsten. Die Stifterin selbst, die Görzer und die früheren Habsburger, Herzog Friedrich mit der leeren Tasche

und Sigmund der Münzreiche sind da begraben mit Frauen und Kindern. Auf dem sonnigen Ager vor dem Stifte empfing auch Kaiser Max I., der sich im Jahre 1497 mit seinem ganzen Hofgesinde hier eingelagert hatte, die prachtvolle Gesandtschaft des türkischen Sultans Bajazeth, welcher um des Kaisers Schwester Kunigunde werben ließ. Einige Eingeweihte wollen sogar wissen, der Sultan habe zu Unterstützung seines Anliegens ein Christ zu werden versprochen.

Im Jahre 1552 wurde das Kloster durch die Kriegshaufen des Herzogs Moriz von Sachsen verwüstet und selbst der Gräber nicht geschont; deswegen ist auch an Alterthümern nur wenig mehr vorhanden.

Wie Adolf Bichler berichtet, sieht man jetzt in Stams, das ich leider selbst noch nie besucht, nichts als die Statuen der hier begrabenen Fürsten mit Goldkronen und übergoldbeten Kleidern der Reihe nach aufgestellt — alle Monumente sind verschwunden. Fragt sich aber doch, wer sie auf die Seite geschafft? Die Schmaltafeln scheinen nicht allein die Schuld zu haben. Das schöne Grabmal Friedrichs mit der leeren Tasche und seines Sohnes, Erzherzog Sigmunds, welches Meister Hans Radolt 1475 fertigte, war 1609 noch vorhanden und wurde damals von Alexander Collin restaurirt. Aber auch dieses ist nicht mehr zu sehen und niemand weiß, wo es hingekommen.

Wir gehen also von der Straße ab und gegen Roppen zu, das auf der andern Seite des Stromes liegt. Rechts steigen da bewaldete Berge auf, links steht der Tschirgant, der nunmehr, nachdem man seine Vorderseite umgangen, aus einer Pyramide ein langer Bergkamm geworden und sich am Inn hinunter langsam verläuft. Er ist öde und wild zerrissen; nackte Felsenwände wechseln mit gelben Erdfällen, die ihre Striemen von dem Joche herab bis an die Straße gezogen haben. Desto lieblicher und freundlicher

hebt sich der Eingang des Dezhales hervor — da ist alles schön bebaut mit Hanf, Flachs, Mais und anderm Getreide, Obstbäume sind reichlich verstreut und die Dörfer Au und Sautens, die sich einander gegenüber liegen, das eine auf der Berghöhe, über welche dunkler Wald von Lärchen und Fichten hinzieht, das andere in hügeliger Niederung, zeigen manches zierliche Haus. Letzteres erfreut sich auch einer hübschen Kirche, einer der schönsten Dorfkirchen im Lande. Dezh ist ebenfalls ein stattliches Gemeinwesen und zu seinem stolzen Aussehen trägt nicht wenig bei St. Jörgens Kirche mit ihrem gothischen Thurme, die auf ragendem Felsen senkrecht über dem Dorfe prangt. Auch hier trefflicher Anbau und reicher Wachsthum, selbst heißer Früchte, denen die Lüfte von Dezh, die vor rauhen Nordwinden durch die Lage der Berge geschützt sind, besser bekommen sollen, als irgend andere im Innthale. Dezhwegen behaupten auch Manche, dieses Dorf habe das mildeste Klima in ganz Nordtirol.

„Ja, was ist denn das! gar nicht einkehren heute?“ rief am letzten Wirthshause von Dezh mit lauter Stimme die Kellnerin, die auf den Stufenplatz vor der Pforte getreten war, und lächelte so freundlich dazu, daß wir — zwei Fußgänger nämlich — obwohl nach Umhausen trachtend, doch gerne anhielten, um uns wenigstens zu entschuldigen. Sie, die pflichtgetreue Schenkin, ließ aber keine Ausrede gelten und zog uns mit sanfter Gewalt in die Zechstube. Dort setzten wir uns zu einer Halben und plauderten mit dem Mädchen, während sich draußen ein Gewitter erhob und in gräulichen Regengüssen herniederfuhr. Als dieß vorübergezogen, war's zu spät geworden, um noch weiter zu gehen, und so blieben wir denn in Dezh, wo wir auch ganz zufrieden waren.

Gleich hinter diesem Dorfe geben sich schon einzelne

Züge des Deßthales zu erkennen, der großartigen, bald wilden und schauerlichen, bald friedlichen und idyllischen, nie reizlosen, cascadenreichen, gletschervollen Landschaft. Es ist bekanntlich unter den Nebenthälern Nordtirols das berühmteste wegen seiner Schönheiten. Die beständig abwechselnden Engen und Weiten, die Schluchten, die sich in weite Dorffluren öffnen und grüne Wiesenbreiten, die sich in die Klamm verlieren, die unzähligen Wasserfälle und die ragenden Bergwände sind die Reize des äußern Thales, Gletscher und Alpenwildnisse die des innern. Auch die Botaniker pilgern gern herein, denn manche Gewächse, die in den südlichen Gegenden des Landes heimisch sind, kommen diesseits der Ferner nur im Deßthale vor, während auch die Flora der Boralpen und der Hochgebirge bis zum Fahrwege herunter reicht.

Oberhalb Deß also — es war ein kühler Augustmorgen, die Luft war feucht, voll jagender Frühnebel und in der Gegend knallte es lebhaft zur Feier einer Kirchweihe — oberhalb Deß rücken die Thaltwände zusammen und bilden das G'steig. Der Bach stürzt in rauschenden Fällen über Felsen und Trümmer durch die Schlucht und der Weg geht daneben hinauf durch den Lärchental. Aus diesem herauskommend, ersieht man das Dorf Dumpen, wo eine Brücke über die Deß geht mit der Aussicht auf schöne Wasserfälle, die rechts und links von der Höhe rauschen. Hier wird auch das Thal wieder breiter und gibt Raum für Getreidefeld und Wiesen.

Bei Dumpen gerade neben dem Wege steigt über tausend Fuß die Engelswand empor, ein schwindelnd hoher, senkrecht abgeschroffter breiter Felsenstock, auf dessen oberstem Plane etliche schwer zu begehende Höfe liegen. Engelswand soll das Riff deßwegen heißen, weil einst ein spielendes Kind durch einen Jochgeier von der Au im Thale

hintweg auf diesen Grat getragen, von einem Engel aber jenem entrissen und der entzückten Mutter, einer Gräfin von Hirschberg, in die Arme gelegt worden sei. — Uebrigens so steil die Engelswand aufsteigt, sie ist doch von den Deßthaler Burschen schon öfter erklettert worden.

Unten an der Wand, nicht weit von der Brücke, zeigt sich eine Höhle, die einem Felsenthor ähnlich sieht. An dieser Stelle fuhr einst am späten Abend ein Fuhrmann vorbei und hörte schon von weitem schreien: „Auf, auf, es kommt die Räuberin von Hall!“ In der That sah er auch bald eine unheimliche Weibsgestalt laufend in die Pforte hineinfahren, welche sich dann prasselnd schloß. Als der Fuhrmann nach Hall kam und nach der Räuberin fragte, vernahm er, sie sei jüngst verschieden, und zwar gerade zu der Zeit, da er an der Engelswand vorübergefahren. Sonderbare Sage! Wer diese Räuberin gewesen, weiß jetzt niemand mehr anzugeben und wenn nicht Sebastian Ruf, der Geschichtschreiber von Hall, sie in den Kreis seiner Forschungen zieht, so wird ihre interessante Persönlichkeit wohl ewig ein Mysterium bleiben. Auch ist so räthselhaft, daß sie bis ins Deßthal eilen mußte, um ihren Zweck zu erreichen. Sollte denn nicht ein näheres Höllenthor zu finden gewesen sein? — Zu anderen Zeiten sah man auch schon feurige Wagen pfeilschnell in jene Pforte hineinfahren.

Die Deßthaler feierten übrigens an diesem Tage, am 5. August, das abgewürdigte Fest Mariä Schnee durch Kirchenbesuch in der Frühe. Die Kirchengänger begegneten uns in zahlreichen Haufen, was ein günstiger Umstand war für Besichtigung der Thaltracht. Die Männer nicht schlank, aber gedrungeneren Baues, tragen spitze Hüte, dunkle, an der Brust mit Seide ausgenähte Jacken und braune Strümpfe, sehen prunklos, aber zierlich aus. Die Weiber, und zumal die alten, haben manches Auffallende. Die spitze Haube, in Tirol Schwazerhaube genannt, ist dasselbe, was im Vorarlberg Kappe heißt, nur in jedem Thale der

Zeichnung nach diacritisch festgestellt; die Taille ist lang und durch ein steifes Nieder gehalten, aus welchem kurze, haushügelige Ärmel hervorstechen, die den obern Arm bedecken, während der untere in schwarzen Handstüzen steckt. Der Rock ist kurz aber mächtig, zumal auf der Rückseite weit über das Nieder vorspringend. Die Waden endlich, was für das Wahrzeichen der Thalweiber gilt, stecken vom Knie bis an die Knöchel in den „Höhlen,“ worunter man eine Art von wollenen Strümpfen versteht, welche bei den Stutzerinnen, unter die jedoch nur mehr alte Weiber zu zählen sind, einen dicken, geschwollenen Kreis um das Glied bilden, ungefähr von dem Umfange eines mäßigen Butternapfs.

Diese Dethaler Höhlen möchten wohl mit den Alpbäcker Strümpfen, die wir früher besprochen, zusammenfallen; doch kann ich die Identität nicht ganz und gar verbürgen, da ich nur diese nicht jene forschend geprüft. Uebrigens sind sie mittlerweile fast gänzlich abgekommen und ebenso die ausgenähten Jacken der Männer.

Wir nähern uns Umhausen, das mit ragendem Spitzthurm in schöner freier Flur liegt. Die volkreiche Gegend zieht viel Nutzen aus den fruchtbaren Flachsfeldern, deren Erträgniß in guten Jahren auf fünfzehnhundert Centner steigt. Zu diesem Segen hat sie aber auch die Schrecken der Bergfälle, die oft verwüstend herunterbrechen, geduldig hinzunehmen. Hier in der Nähe ist jener berühmte Wasserfall des Hairlachbaches, einer von den besuchtesten, da er nicht weit von der Landstraße entlegen und die Fremden ihm bis auf eine halbe Stunde entgegenfahren können. Die weißen Staubwolken, wie sie links aus dem Bergwald aufsteigen, lassen sich schon vom Dorfe aus sehr deutlich gewahren; doch sind bis an den Fuß des Falles noch immer dreiviertel Stunden zu gehen. Der Pfad zieht links

über die Wiesen hin, dem Bache entlang, an welchem die Umhauser ihre bequemen Dreschmühlen haben, etliche Hämmer, die vom Rade gehoben auf die unterlegten Garben fallen, dann in einen lichten Wald und zuletzt in die Schlucht selbst, wo er alsbald durch Trümmer und Schutt ziemlich rauh und steil wird. Der Donner des Sturzes kommt immer näher, der blendend weiße Qualm bricht immer deutlicher durch das Gehölz und endlich stehen wir ihm selbst gegenüber. Da kömmt er oben aus einem Felsenthor im dünnen Fichtenwald hervor und stürzt wie fließendes Silber über den ersten Absatz der kahlen Bergseite, und weil er da an einer Klippe anprallt, so wirft er sich, in seinem Zorne scheinbar ums Doppelte mächtiger geworden, in ungeheurem Schwunge weit über die untere Wand heraus und fällt welterschütternd in die Tiefe. Unten und oben geht rauchend der Schaum auf, in dem sich wechselnde Regenbogen bilden, damals besonders reich und glanzvoll, weil die heiterste Sommersonne in den Gischtschien. Wem's zu wild und tobend wird, der mag sich dabei Trost holen in der friedlichen Aussicht, die an derselben Stelle in das Thal hinaus und auf die Wiesen von Umhausen führt.

Der Bach aber, der mit seinem fünfsthalbhundert Fuß hohen Sturze die Wanderer herbeizieht, erquickt sie auch mit seinen Forellen, und im Wirthshause zu Umhausen, bei Hrn. Marberger, hat seit vielen Jahren jeder einkehrende Fremde seinen Teller voll zu sich genommen. Dort ist auch ein reichhaltiges Fremdenbuch mit vielen wässerigen Gedichten, welche die Cascade den Leuten eingeflüßt hat.

Bis hieher halten schroffe Wände, stolze Berge und freundliches wohlbevölkertes Thalgelände noch verträglich zusammen; hinter Umhausen aber kommen wilde, ausschließlich wilde Partien und das Zahme sucht man da für etliche

Zeit vergebens. Fast eine Stunde lang dräut eine schauerliche Schlucht, eine von den vielen, wo die Berge nach Regenwetter beweglich werden, dem Wanderer an den Kopf fliegen und den Pfad verschütten. Manche Stellen gibt es, wo das lockere Gerölle so steil am Wege steht, daß es Jahr aus Jahr ein auch an den trockensten Tagen herunterbricht, wie es denn überhaupt die Natur des Thales ist, daß es wegen des Reichthums an Wässern, der feuchten Atmosphäre und des zur Verwitterung geneigten Gesteines von Felsbrüchen, Bergfällen und Mühren sehr viel zu leiden hat. Unter solchen Betrachtungen gelangt der Dexthalsfahrer an eine Stelle, wo ihn leichtlich einiges Entsetzen befallen kann. Steile mürbe Wände von beiden Seiten stellen ihre drohende Stirne einander gegenüber und dazwischen hat sich der Bach seinen Rinst durchgerissen. Derselbe hat nun von Umhausen aufwärts schon allerwege rührig gebrummt und gedonnert, aber hier wird das Getöse grauenvoll. Das sieht aus wie ein Stück Weltmeer, mit dem ein brüllender Orkan sein Wesen treibt, um es in wüthender Brandung an ein Riff zu jagen — so bäumen sich die Wogen, so sieden die Wässer, so tobt alles durch einander. Dabei hört man auch noch mitten durch den Höllenlärm das dumpfe Aneinanderprallen der unsichtbaren Felsenblöcke, die der Bach in seinem Grunde dahertwält. Gerade wo es am fürchterlichsten tobt, geht ein schwankes Brückchen über die Wässer, welche es zu allen Zeiten mit ihrem Schaum übergießen. Da wird sich der Langsamste beeilen, um schnell hinüber zu huschen und vom festen Ufer auf der andern Seite desto behaglicher den Graus zu betrachten.

Es ist kein Wunder, daß der Volksglaube in dieser Schlucht des Schauders eine Schaar von boshaften Hexen wohnen läßt, die den Wanderer bei Nacht mit Teufelspuf

fast bis zum Bahnstnn plagen. Der Detzthaler betet und bekreuzigt sich, wenn er nach Gebetläuten den unheimlichen Pfad zieht.

Auf diese enge Wildniß folgt dann wieder die offene Gegend von Lengenfeld, lachende Fluren mit Wies und Feld, reich besetzt mit Häusern und Hütten, jetzt voll idyllischen Lebens, vor langen Zeiten, wie noch die Sagen melden, ein einsamer Bergsee. Jenseits der Detz gewahrten wir den schönen Wasserfall des Lehnbaches, auf einer Anhöhe zeigte sich die Dreifaltigkeitskirche von Kropfbühel.

Lengenfeld ist ein großes, gut gebautes Dorf, das durch einen Fichtenhain und einen Fernerbach in zwei Theile geschieden wird. Auf den Föchern, die das Thal begränzen, liegen schon bedeutende Gletscher, die da und dort in aller Ruhe auf die grüne Ebene herunterschauen. Aus einem solchen kömmt der Bach, dessen wir so eben gedacht und dessen ungestüme Wuth die Lengenfelder zu einem kostbaren Dammbaue genöthigt hat. Die Lengenfelder trinken lauter solches Fernerwasser — wenigstens sagten sie im Wirthshause, es gebe kein anderes. Frisch ist dieß Getränke allerdings und man behauptet sogar, es solle sehr gesund sein; aber solche, die nicht daran gewöhnt, können an der trüben, milchweißen Farbe leichtlich Anstoß nehmen.

Wer gern an die alten Zeiten deutscher Nation zurückdenkt, der läßt sich vielleicht nicht ungern sagen, daß in die stillen Gründe von Lengenfeld auch der unglückliche Conradin von Hohenstaufen zu zwei verschiedenmalen reisig eingeritten ist, im März und im Julius 1264 nämlich, nicht gerade um wichtige Thaten zu verrichten, sondern wohl nur, um sein väterliches Erbgut zu beschauen. Zwei seiner Urkunden sind zu Lengenfeld ausgestellt.

In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts lebte zu Lengenfeld eine höchst originelle, ächt tirolische Persönlichkeit, der Frühmesser

Christian Falkner. Er war am Neujahrstag 1765 auf der nahen Höhe von Niedertal geboren, brachzte sich erst als Leineweber, Nachtwächter, Wurzengraber fort, fing dann, nachdem er sich sechshunddreißig Gulden erspart hatte, im siebenundzwanzigsten Jahre zu studiren an, wurde 1797 zum Priester geweiht und 1805 als Frühmesser in seine Heimath nach Lengenfeld versetzt. Als Prediger und Beichtvater sehr beliebt und angesehen, da ihn seine gutmüthige und geistreiche Derbheit wesentlich unterstützte, legte er in Lengenfeld auch eine Pflanzschule für studirende „Bueben“ an, welche später Priester werden sollten. Im Laufe der Jahre hat er gegen sechzig solche Jungen zur „Studi“ vorbereitet und darunter wurden vierunddreißig auch wirklich zu Priestern geweiht. Da er sich um Erziehung, Ausbildung und Fortkommen seiner Zöglinge immerdar wie ein Vater annahm, so wurde er in seinen spätern Tagen der Lengenfelder Ratte genannt. Als er im Jahre 1847 seine Secundiz feierte, erschienen dabei zu seiner großen Freude und Rührung einunddreißig hochwürdige Herren, die alle einst durch seine Schule gegangen. Der Lengenfelder Ratte hieß aber auch abwechselnd der Höflichkeitsprofessor. Weil nämlich die Dethaler sonst einander alle duzen und der Ratte seinen Buben früh genug das „Jhrzen“ beibringen wollte, so mußte täglich ein anderer den Städter vorstellen, den die übrigen der Uebung wegen mit Sie anzureden hatten. Wer sich da verfehlte, kam nicht ohne ein paar „Tachteln“ durch. — Der Frühmesser, Ratte und Höflichkeitsprofessor erlebte in voller Gesundheit sein einundneunzigstes Jahr, starb am 16. April 1855 zu Lengenfeld und wurde tief betrauert dort begraben. Der Professor an der theologischen Facultät zu Salzburg, Dr. J. A. Schöpf, hat das Leben des edlen Ratte in einer kleinen Schrift beschrieben, die sich sehr angenehm liest und allen Wanderern, die etwa durch Regenwetter in Lengenfeld festgehalten werden, zur Lecture bestens zu empfehlen ist.

Im Wirthshause zu Lengenfeld fanden wir einen alten Herrn röthlichen Gesichts und schwarzer Tracht, der uns freundlich ansprach. Im Laufe der Unterhaltung fragten wir

Reisende auch nach den Sagen, die, wie die Bücher melden, in diesem Thale zu Hause seien. Was? Sagen? — hob aber der andere an — wir haben keine Sagen im Dezhthale! Je nun, bemerkten wir, man liest doch da und dort, daß gerade dieses Thal mit solchen Ueberlieferungen reich gesegnet sei. Alles nur Blendwerk! rief darauf der alte Herr — wir haben keine Sagen, sag' ich. Wir sind aufgeklärt im Dezhthal, so aufgeklärt als anderswo. — Als wir zu beschwichtigen suchten, ging er in sehr derben Worten auf die dummen Bücher über und die Fremden, die ins Land hereinkamen und die erlogenen Sagen hinaustrügen und die Leute lächerlich machten. Wir hatten lange zu thun, bis der alte Herr wieder versöhnt war.

Es ist unzweifelhaft, daß man im Dezhthale und in einigen andern Thälern die alte Sagenpoesie mit der dortigen Aufklärung nicht verträglich findet und daher das Wenige, was davon noch übrig ist, mit allem Eifer auszurotten strebt. Die Frage nach Volksagen wird manchmal als eine Beleidigung angesehen, als ausländischer Uebermuth, der mit der tirolischen Einfalt sein Spiel treiben wolle. Nie wurden auch die Dezhthaler bei ihrer Aufklärung so peinlich angeregt, als im Jahre 1825, wo Eduard von Badenfeld im Hormayr'schen Archiv einige Nachrichten über die Sagen dieses Thals mittheilte und der Tirolerbote sie dann im Vaterlande verbreitete. Damals verfügten sich die Aeltesten des Thales zu ihrem Landgericht zu Silz, um sich Rath's zu erholen, wie und wo sie den böswilligen Injurianten gerichtlich belangen könnten, welcher der Ehre ihrer Heimath so nahe getreten sei und sie noch mit alten Geschichten höhne, welche die neu eingeführte Aufklärung schon seit mehreren Jahren ganz abgebracht habe.

Selbst literarische Hülfe blieb nicht aus. Ein „geborener Dezhthaler“ trat im Tirolerbote auf und ließ sich

höchst mißmuthig über die Indiscretion dieser Touristen aus, die da in seiner Heimath Märchen gefunden haben wollten. Nebenbei ärgerte ihn freilich auch, daß von Branntwein, Raufen und Stellbicheinen die Rede gewesen. „Beinahe, sagt er in seiner Bitterkeit, kam mir die Versuchung zu wähnen, es gäbe vielleicht zwei Dexthale, eines, das ich recht gut kenne und wo ich meine seligsten Tage verlebt, und ein anderes, das der Herr Verfasser geschildert. Oft war mir ein mitleidiges Lächeln, zuweilen aber eine Art gewiß nicht ungeredeten Aergers abgedrungen, indem ich mein geliebtes heimathliches Thal so dargestellt sah, als wären wir erst seit vorgestern aus den Wäldern hervorgegangen und noch immer vom tiefsten Aberglauben umnachtet.“ Deshwegen glaubt er auch feierlich versichern zu müssen und erbietet sich sogar zum Nachweise, daß die meisten dieser schönen Mähren, „die meisten der in diesem Aufsatze vorkommenden Anekdoten entweder im ganzen Dexthale unbekannt, oder von dem Hrn. Verfasser eigentlich märchenmäßig verstellt seien, oder daß sie höchstens an langen Winterabenden in der Kunkelstube erzählt werden, nicht als werde daran geglaubt, sondern um zu kurzweilen.“ Wunderlich ist die Andeutung, daß die Märchen deswegen nicht zur Nacherzählung geeignet seien, weil sie nur in den Kunkelstuben erzählt werden, als wenn nicht gerade da ihr sicherstes Asyl wäre. Uebrigens mag sich der Leser immerhin beruhigen, denn ein Freund, der dazumal mit Herrn von Badenfeld im Dexthale wanderte, hat uns versichert, daß bei Sammlung dieser Mähren alle wünschenswerthe Vorsicht obgewaltet habe.

In diesem Stücke hat sich seitdem alles zum bessern gewendet. Die Aeltesten der Thäler erbofen sich längst nicht mehr, wenn andere ihre Sagen sammeln und ans Licht geben. Auch sind während der letzten zwanzig Jahre in Tirol allerlei schöne Schriften

dieses Fachs erschienen, namentlich hat sich für das deutsche Gebiet Professor J. B. Zingerle, für das wälſche der jetzige Landesſchulinspector Christian Schneller, vorher Lehrer der deutschen Sprache am Gymnasium zu Roveredo, jetzt beide zu Innsbruck, rühmendwerth hervorgethan.

Wer von Lengensfeld aus dem Fischbache folgt, der gelangt auf rauhem Wege in einer Stunde nach Gries, einem kleinen abgelegenen Dorfe, wo zur Zeit Herr Adolf Trientl als Seelsorger seinen Sitz hat, zugleich aber auch auf das leibliche Wohl der Wanderer, die bei ihm einkehren, sorgfältig bedacht ist. Dieser Mann fuhr in den langjährigen, gedankenlosen Schlendrian der tirolischen Landwirthschaft hinein wie ein Sturmwind in einen morschen Wald und schleuderte, angeſichts des ganzen Landes, dem Landtage den Vorwurf hin, daß er, der in erster Reihe hiezu berufen sei, für Verbesserungen in diesem Stücke noch gar nichts gethan habe. Herr Trientl ist schon mehrmal als landwirthschaftlicher Prediger durch seine heimischen Gauen gefahren und hat den Herren wie den Bauern viele neue Wahrheiten verkündet. Die Berichte über diese seine Fahrten sind vor nicht langer Zeit im Tirolerbote erschienen. Liebig, welchem ich sie mitzutheilen die Ehre hatte, erklärte, daß sie ganz und gar auf der Höhe der Wissenschaft stehen. Manche Amtsbrüder aber, die von einer Erschütterung der bäuerischen Indolenz nur üble Folgen für Staat und Kirche befürchten, sind Herrn Trientl ziemlich gram und nennen ihn aus Rache den Mistcuraten.

Auf der grünen Flur von Lengensfeld liegt eine Stunde weiter oben ein Dörflein, die Huben genannt, welches im Juli 1868 von der Ache beinahe weggeſegt worden wäre. Menschen und Vieh verloren ihr Leben dabei, mehrere Häuser und der Kirchturm stürzten ein, die Leute flüchteten sich auf die Dächer — es waren entſetzliche Stunden. Seitdem ist der Ache ein neues Rinnsal gegraben und der Kirchturm wieder aufgebaut worden. Der behagliche Widum, der auch Gasthaus, ladet den Wanderer zur Einkehr ein. Der liebenswürdige Curat, Pater Anton Wilhelm, Cisterzienser von Stams, weiß allerlei Aufklärung über den neuen Archambau zu geben, um den er selbst sich viel Verdienst erworben.

Oberhalb der Huben endet die Flur von Lengenfeld in abermaliger Wildniß. Hier wieder schwere Berge, die eng aneinander treten und den Bach aufs neue fürchterlich reizen. Auch der Weg muß sich oft recht ärmlich schmiegen und drücken. Zuweilen wird's weiter, aber nicht freundlicher. Dunkler Fichtenforst, starre Schrofen oder Gerölle und Geschiebe vergangener Bergbrüche theilen sich in den Raum. Wer an Wasserfällen noch nicht gesättigt ist, mag sich in dieser Gegend am schönen Sturz des Attertaibaches ergötzen. Um diese Zeit am späten Abend begegneten wir einem Fuhrmann, der einen zweirädrigen schwergepackten Karren begleitete, welcher heute noch nach Sölden kommen sollte. Es ist schwer zu beschreiben, was ein Fuhrmann und sein Gaul auf solchen Wegen auszustehen haben. Gerade jetzt zog der Pfad voller Schründen und Risse einen steilen Steig hinan und nun schob der Mann selber mit. Auf halber Höhe aber wollte das Pferd erliegen und ging nicht weiter. Und ehe der Fuhrmann sich's versah, machte der Karren Anstalt rückwärts zu rollen und den Gaul mit sich zu ziehen, wobei es ihm denn gerade noch gelang einen Stein vor die Räder zu werfen und das Unglück aufzuhalten. Nunmehr stand er seufzend vor dem Gespann und sagte: wie lang werd' ich noch brauchen, bis ich da hinauf komme! — Wir hatten Erbarmen, halfen ihm zuerst einmal ein bißchen austrasten, verkürzten ihm die Zeit durch zerstreute Reden und dann schoben wir alle drei an dem Karren und wie ich glaube, auch an dem Gaul, der alle Thatkraft eingebüßt hatte. Nach einer langen Viertelstunde waren wir oben und trieften vor Schweiß. Dort verließen wir auch den Fuhrmann, der das Dorf erst viel später als wir erreichte.

Die Gemeinde Sölden liegt aber wieder sehr anmuthig in grünen Wiesen, die geräumig auseinanderlaufen und

mit Roggenfeldern abwechseln. Die Häuser sind idyllisch zerstreut und verstecken sich da und dort heimlich hinter kleinen Balbschöpfen. Drüben ragen abermals die weißen Ferner herein und man spürt, daß man schon weit hinten im Gebirge ist.

In Sölden ist ein leidliches Wirthshaus und ein braver Wirth, mit dem wir indeß trotz seiner Trefflichkeit nahezu in Streit gerathen wären. Da wir nämlich den ganzen Tag über keine andere Erquickung gefunden, als zu Umhausen ein zartes Forellenpaar, so kamen wir mit etwa zehn Stunden in den Beinen bei einbrechender Nacht sehr hungrig in Sölden an und baten dringend, sie möchten uns Schweinsrippchen oder Hammelbraten oder etwas ähnliches zum Nachtmahl geben. Der Wirth entgegnete darauf, es wäre zwar Fleisch vorhanden, aber weil es Freitag sei, werde er keines zurichten lassen. Umsonst beriefen wir uns darauf, daß wir Reisende seien, umsonst ermahnten wir, er solle die Aufklärung im Deythale nicht Lügen strafen — der Herbergsvater zu Sölden blieb bei seinem ersten Worte, und etliche gesottene Eier, die man uns vorsetzte, umschlossen denn auch in ihrer engen Schale alles was unsere weiten Bedürfnisse decken sollte. Wir waren damals fast ärgerlich über den Mann, jetzt aber nachdem die Empfindlichkeit längst vergangen, scheint mir der Wirth einer Ehrenerwähnung werth, weil er festgehalten an seiner Ueberzeugung und nicht für schnödes Geld Hammelbraten und Gewissensruhe hingegeben.

Bis zur Kirche in Sölden kann man mit leichten Karren nothdürftig fahren, aber von da an ist nur mehr Fußweg. Nachdem man noch einige Zeit durch Wiesen gegangen, ist die grüne Flur wieder zu Ende und es stellt sich ein rother, mit Alpenblumen buntgefärbter Berghang entgegen, an dem ein steiler Pfad hinaufführt. Oben genießt der

Wanderer einen schönen Blick ins kleine Thalgelände, das er verlassen, und wenn er noch etwas vorgestiegen ist, auch einen andern in einen graufigen Schlund, wo der Weg hoch über dem schäumenden Bache hinzieht, während hängende Felsen von allen Seiten hereinrücken. Dann muß er wieder hinunter, und wenn er so anderthalb Stunden zwischen den Wänden fortgewandelt, öffnet sich abermals ein enges Thälchen, sanft und grün, in dem die Hütten von Zwieselstein ersichtlich sind.

In Zwieselstein kommen der Venter- und der Gurglerbach zusammen und ihr vereintes Gewässer wird von da an die Dezthaler Ache genannt. In Zwieselstein gehen aber auch drei Wege auseinander. Einer von diesen führt dem Venterbache entlang in den hintersten Ort des Thales, nach Vent. Links von diesem geht dem Gurgelbache nach der Weg ins Gurgelthal. Dieser wird in neuern Zeiten von kecken Reisenden viel betreten. Jenseits des anmuthigen Grundes von Gurgel geht's über den großen Gurgler Ferner ins Pfoßenthal hinab, das ins Schnalsferthal mündet. Der Gang über den Gletscher beträgt da vier Stunden und gewährt die interessantesten Schreknisse. Noch weiter zur Linken zieht ein Bergpfad auf den Timbels, von welchem man ins Pässeier hinunter steigt, von allen dreien der betretenste, als der kürzeste Weg aus dem Dezthale nach Meran, welcher während des Sommers fast immer „aper,“ d. h. frei ist von Schnee und Eis. Ein guter Fußgänger kann von Zwieselstein in einem Tage nach Meran gelangen.

Wir wählten uns den Weg nach Vent, der alsbald über einen Steg in die Schlucht hineinführt, aus welcher der Venterbach hervorstürzt. Der Pfad ist schmal und unbequem. Eine schöne, weiße Bergkuppe, die zu rechter Hand aus dem Thale aufsteigt, stand mächtig vor

unfern Augen. Es ist dieß der Weißkogel, dessen breiter Fuß das westliche Berggehänge von Heilig Kreuz bis Bent bildet. Hier geriethen wir einmal in schwere Zweifel, ob wir nicht den Weg verfehlt hätten; denn als wir einige Zeit durch thauigen Wald gegangen waren und endlich wieder im Freien das enge Thal betrachteten, den Bach, der, zwar noch sehr jung, doch schon mächtig schrie, und die langen Schrofen, die oben in Schneefeldern und Fernern ausgingen, als wir dieß so betrachteten und mit den Augen in der Höhe allerlei Schönheiten zusammensuchten, gewahrten wir auch plötzlich hoch über unsern Häuptern auf senkrecht abgeschnittenem Felsenrand eine Capelle und etliche Häuser. Auf den hellgrünen Wiesensaum, der über dem Abgrund schwebte, auf die weiße Capelle und in die Fensterchen der hölzernen Hütten fiel die Morgensonne und darüber stieg der blaue Himmel auf. Wie wir da aus der schattigen Schlucht, die noch kein Strahl erreicht hatte, hinausblickten in jene erleuchtete Höhe, so wollte es uns bedünken, als ginge dort hinauf der wahre Weg, der allein ans Ziel führe. Diese Ahnung hätte uns freilich nur betrogen, denn als wir auf gut Glück den rauhen Pfad im Thale weiter verfolgt hatten, sahen wir bald das ersehnte Kirchlein von Heilig Kreuz vor uns, wie es sich dem Bach zur Seite freundlich auf seinem grünen Hügel erhebt. Jetzt zeigt sich auch eine mächtige Pyramide, die im Hintergrunde des Thales aufsteigt und die Thaleitspiße genannt wird.

Als wir auf dem Plage waren, trat der Meßner aus dem Gotteshause und sagte uns grüßend, der Herr sei noch am Messelesen und wir möchten einstweilen auf der Bank vor dem Widum, der Priesterwohnung, ausrasten. Dieß thaten wir auch gerne und betrachteten die Gegend, die so schmal und still vor unsern Augen lag. Man hat erst im

Jahre 1804 in diesem engen Thalschnitt eine Kirche erbaut, einfach und klein, wie sie für die hundert Aelpler, die unter die Seelsorge gehören, ausreicht. Rund herum ist auch ein kleiner Friedhof. Neben diesem liegt das Häuschen des Caplans, hölzern aber heimlich, mit einigen Blumentöpfen vor den Fenstern. Etwas weiter oben stehen vier oder fünf ärmliche Hütten, die den Hauptstock des Sprengels ausmachen. Etliche Gerstenfeldchen und ein paar Erdäpfelbeeten zeigen ungefähr, was hier noch durch Anbau dem Boden abzugewinnen ist; dagegen bringt er ungezwungen die schönsten Alpenblumen hervor und prangt auch sonst im lebhaftesten Grün. Unten in der Schlucht braust der Bach. Diesseits sind die Höhen nicht weit zu verfolgen, da die niedersten Abdachungen zu nahe liegen und den Blick auffangen; aber jenseits des Baches geht's von diesem an hinauf über Schrofen und Fichtenwald bis zu den Fernern, die weiß und reinlich auf dem Sattel ruhen. Mancher braune Felskloß sticht trotzig aus der eisigen Decke. Besonders schön war es anzusehen, wie diese stolzen Hörner, von heiterer Sonne beschienen, ihre blauen Schatten über den weißen Schnee hinwarfen. Aus den Fernern lösten sich etliche silberne Wasserfäden ab und stürzten ungehört über den Berghang in die Tiefe.

Wir saßen also auf der Bank vor dem Herrenhause, schauten immer wieder aufs neue zu jenen Fernern hinauf und sagten einander: dort wohnen die Feen des Dexthales! In solche Herrlichkeiten verlegt nämlich die Dexthaler Sage den Wohnsitz der „saligen Fräulein,“ elfenhafter Jungfrauen, welche die Hirtenknaben lieben und die Gemsenjäger hassen. Von diesem Hasse und jener Liebe erzählen die Aelpler mehr als eine schöne Geschichte. Indessen haben die saligen Fräulein auch bequemer gelegene Wohnungen im niedern Thalgelände, und zumal bei Lengensfeld ist eine

Grotte, welche zu ihren gefeiten Hallen im Innern des Gebirges führt. Vor dieser Grotte saß einst im schönen Mai ein junger Hirte und kochte sein einfaches Mahl. Da erscholl von Lengenfeld her die Mittagsglocke, der Knabe kniete nieder um zu beten und warf in seiner Unvorsicht den Topf um. Als bald trat ein Fräulein aus der Grotte und gab ihm andere Speise für die, welche er verschüttet. Dabei kamen die beiden, der schöne Hirtenknabe und das schöne Fräulein, in ein freundliches Gespräch, und als der eine sich geleht, nahm ihn die andere bei der Hand und führte ihn in ihr wunderbares Schloß. Dort wurde er mit lieben Worten aufgenommen und die Elfen sagten ihm, er möge kommen zu allen Stunden, aber niemand dürfe davon wissen und niemals dürfe er jagen gehen auf die Gemsen, die allesammt ihre Hausthiere seien. Dem Hirtenknaben gingen neue Tage auf, schönere als er je erlebt, bis ihm nach manchen Monden ein Wort entfuhr, das seinem Vater seine Liebe verrieth. Als er darauf wieder an den Berg kam, war dieser verschlossen und keine Bitte, keine Klage konnte ihn wieder öffnen. Der Knabe verging fast in seiner Sehnsucht und starb schier vor Gram, aber das salige Fräulein, seine Liebe, kam nicht mehr zu Tage. Und zuletzt machte er sich auf und ging um Rache zu nehmen auf die Gemsenjagd, ersah ein Thier, verfolgte es und schoß. Aber kaum war's gethan, so stand das salige Fräulein, das ihn einst geliebt, in all ihrer Schönheit schützend bei dem werthen Wilde, blickte den Jäger an, schwermüthig aber milde, als gedächte sie vergangener Tage, und der Knabe stürzte von dem Blick geblendet in den Abgrund.

Als nun der Caplan aus der Kirche trat, gab er uns freundlichen Willkomm und erregte auch sonst manche angenehme Hoffnung in den beiden Pilgern; denn da gestern, wie bekannt, Fasttag gewesen und der Wirth zu Sölden

jedem Manne nur ein Ei gewährt hatte, so war ihnen noch etlicher Hunger übergeblieben. Dafür wurde nun trefflich gesorgt, und ehe die Sonne im Mittag stand, war eine kräftige Suppe und ein trefflicher Gemüsiemer und eine auserlesene Gemütleber auf der Tafel. Nebenbei tranken wir vom rothen Wein des Etshlands und plauderten bis zum späten Nachmittage, festgehalten durch einen stürmischen Regenschauer, der sich urplötzlich emporgezogen hatte an dem Himmel, der noch um Mittag so heiter gewesen war.

Wer macht sich wohl im geselligen Flachlande eine richtige Anschauung von dem Leben dieser hochgebirgischen Dorfskapläne? Drei Vierteltheile des Jahres liegen sie unter Schnee, und in der „apern“ Zeit läßt ihnen Mutter Natur kaum die Erdäpfel im Garten reifen. Jahr aus Jahr ein leben sie da in ihrem engen Häuschen mit der nächsten Aussicht auf den Friedhof und verlassen es nur um den Berrichtungen in der Kirche oder der Seelsorge auf den Höhen herum nachzugehen oder zu einem einsamen Spaziergang, der nur den Wiesenpfad thalein- oder auswärts verfolgen kann, denn ringsherum sind steile Wände. Wenn im Winter der Weg in die Kirche oft erst mühsam gebahnt werden muß, so läßt sich denken, was für Fährlichkeiten zu bestehen, wenn etwa ein Sterbender auf entlegenem Hofe nach dem Priester begehrt und dieser in finstrier Nacht, in Sturm und Schneegestöber, dem Rufe folgen muß. Ist dann der Weg auch gangbar, so drohen noch immer die Schneestürze, und davon weiß man in Heilig Kreuz wie im ganzen Dektthale Schauerliches zu erzählen, als z. B. daß gleich im Jahre 1817 zu Nörder auf dem Wege nach Zwieselstein acht Personen verlahnet wurden, die sich alle in ein Haus geflüchtet hatten, das sie für besonders sicher hielten — ein Unglück, bei welchem nur der achte, ein alter Mann, mit dem Leben davon kam. Ueberhaupt sind

die Arten, wie man hier zu Lande mit Tode abgehen kann, kaum zu zählen und der lange Weg durchs Dextthal herauf bis zum Ferner läuft wie durch eine Allee von Martertäfelchen, kleinen Abbildungen des Todesfalls mit beige-schriebener Bitte um ein Vaterunser, welche die Hinterbliebenen am Pfade aufrichten lassen und oftmals mit ländlichen Versen zieren. Manche sind in Fernerklüfte gefallen, andere vom Schrofen gestürzt, andere durchs Eis in den Bach gebrochen, andere hat der Strom im Sommer fortgerissen, andere ein fallendes Felsstück erschlagen, andere ein rutschender Baum erdrückt, andere sind in der Lahne erstickt, andere im Gerölle umgekommen und so fort, nur von mörderischen Ueberfällen ist nicht die Rede. Um übrigens zu unsern Bergkaplänen zurückzukehren, so führen sie auch im Sommer kein sehr geselliges Leben, da der Nachbar oft mehrere Stunden zum Nachbar zu gehen hat, auch die Gießbäche in der schönen Jahreszeit nicht selten den Pfad mit sich fortreißen und den Verkehr für mehrere Tage unterbrechen. Drum ist das enge Häuschen mit ein paar Büchern, ein paar Singvögeln und ein paar Blumentöpfen gleichsam die Kajüte, in der der einsiedlerische Priester die langen Monate durchsteuert — das enge Häuschen, welches zwar zuweilen einen guten Keller besitzt, in dessen Küche aber frisches Fleisch jeweils eine Zufälligkeit. Besondere Wonnen und Freudentage, die das stille Einerlei des Jahreslaufs unterbrechen, wären wohl schwer namhaft zu machen; doch hält einer oder der andere die Jagd auf „Murmenten,“ auf Murmelthiere für ein hohes Vergnügen. Gleichwohl sind die Fälle nicht gar selten, daß solche Priester zehn und zwanzig Jahre bei ihren Kirchen und ihren anhänglichen Schäflein geblieben sind, obgleich es ihnen in dieser langen Zeit nicht an Gelegenheit fehlte, den Ort ihrer Wirksamkeit zu wechseln.

Für gefellige Naturen mag es ein Labsal sein, daß sie niemand hindert, müden Wanderern eine Herberge zu geben. Da findet sich doch alle acht Tage einmal Anlaß, etwas zu reden, man hört wieder von der Welt und in neueren Zeiten oft von fernen Ländern, von den britanischen Inseln, von Scandinavien und dem äußersten Thule. Mancher Engländer, mancher Normann bleibt durch Unwetter aufgehalten etliche Tage sitzen und erzählt zur Kürzung der Stunden von seinem Lande und seiner Vaterstadt. Davon haftet dann manches im Gedächtniß und man muß sich oft wundern, wie der geistliche Gastfreund, der nie über die Grenzen seines Bisthums hinausgekommen, an einem andern Ende des Welttheils ganz gut Bescheid weiß und Verhältnisse kennt, die aus Büchern gar nicht zu lernen wären. In allen Fällen wird man die Aufnahme freundlich finden und wenn auch der Tisch etwas zu wünschen übrig läßt, so wird das Lager doch überall befriedigen. Billige Rechnung ist ein Ehrenpunkt, da man's lieber ganz umsonst thäte, wenn die Mittel ausreichten. In manchen Häusern darf sich die Köchin gar nicht in die Sache mischen, weil der Hausherr fürchtet, sie möchte zu fiskalisch dareingehen. So kommt dann der gute Wirth selbst mit der Kreide, schlägt die einzelnen Posten vor, ladet den Gast ein, seine Erinnerungen vorzubringen, schreibt jedes Sümmechen nur nieder, wenn es vorher gebilligt worden, und so wird denn im friedlichsten Einverständniß der Betrag der mäßigen Vergütung festgesetzt.

Gegen Abend also machten wir uns, gelabt und gestärkt, wieder auf, um nach Bent zu gehen. Der Kaplan gab uns noch eine Strecke weit das Geleit, und dann nahmen wir herzlichen Abschied. Der Weg war ungefähr eben so beschaffen wie der andere, den wir in der Frühe von Zwiefelfstein nach Heilig Kreuz gegangen waren, doch eher

etwas bequemer. Sie und da stehen ein paar Hütten an der Seite — sonst große Einsamkeit und wegen der vielen Spuren von Lawnenstürzen, wegen der Steingerölle und der wilden Schrofen etwas Melancholie.

Nach zwei Stunden eröffnet sich das heitere Thal von Bent, wo das letzte Dorf im Dethale, das höchste im Lande steht, bei 6000 Wiener Fuß über dem Meere, höher als die Schneekoppe im Riesengebirge. Es finden sich hier fünf Bauernhöfe, und darin wohnen etliche vierzig Menschen, die keine Felder mehr bauen, aber schöne Alpenweiden besitzen und durch Viehzucht einen ziemlichen Wohlstand unterhalten.

Das Thal von Bent ist ein Seitenstück zu der Landschaft von Galtür: hölzerne Alpenhäuser und eine weiße Kirche (auch Widum und Wirthshaus sind gemauert), glatte Wiesen, ein ruhig fließender Bach, niedere grüne Berge. So grauenvoll der Winter sein mag, so harmlos und artig scheint das Gelände im Sommer. Wir haben der Ueerraschung schon einmal gedacht, die den Pilger befällt, wenn er lang am tobenden Bache aufwärts gegangen, an Schrofen und dräuenden Felsen vorbei, durch graue Schluchten, über Lawinenbahnen und Steingerölle, zeitenweise die ernstesten Gletscher im Auge — und wenn er zuletzt, wo der Schauer am größten sein soll, in den grünen ruhigen Wiesenplan eintritt, wo all diese Schrecknisse verschwunden sind. Dasselbe Gefühl kehrt auch hier wieder, und man kann es noch an vielen andern Stellen erleben.

Das Wirthshaus zu Bent ist eine sehr ärmliche Anstalt. Frisches Fleisch kommt nur bei feierlichen Gelegenheiten vor, sonst hält man zum Bedarf der Fremden geräuchertes Kuhfleisch, mager, dürr und ranzig, eine höchst unleckere Nahrung. Das Brod wird alle vierzehn Tage vom äußern Thale hereingeholt und ist also dreizehn Tage

altbacken. Der Wein kommt im Winter auf Schlitten über Zwieselstein herein, und dazu muß als Bahn, wenn der Pfad ausgeht, auch der gefrorene Bach behülfllich sein. Die Betten waren nicht lang genug für uns, was anzudeuten scheint, daß die Reisenden der Mehrzahl nach kürzer sind als wir.

Den Abend füllten wichtige Gespräche über die Fernerfahrt, die wir vorhatten. Einige Bauern gaben darüber ihre Gutachten ab, die aber sehr weit auseinanderwichen. Die einen erklärten den Gang für höchst bedenklich, die andern für ein Kinderspiel, vorausgesetzt, daß gut Wetter sei. Der Wirth nannte Nicodemus von Rosen als den besten Mann für Gletscherreisen. Dieser würde morgen früh erscheinen um, als am Sonntag, in die Kirche zu gehen, und der würde uns führen wohin wir wollten. Unter großen Hoffnungen schlüpfen wir zuletzt in die kleinen Betten und verfielen in sanften Schlaf.

Am andern Morgen, es war der 6. August 1842, erschien Nicodemus von Rosen und erklärte sich, wie voraus gesagt war, ohne Umschweife bereit, uns übers Niederjoch nach Schnals zu führen, vorher aber gedente er noch ins Amt zu gehen, welches sammt Predigt bis zehn Uhr dauern sollte. Zu gleicher Zeit lud uns auch der Wirth ein, mit ihm in die Kirche zu wallen, da das Haus geschlossen werde. So gingen wir willfährig und bescheiden auf die Kirche zu. An der Pforte bemerkte uns der Gastfreund, hier sollten wir stehen bleiben, denn die Plätze im Innern seien alle ausgetheilt und für uns keine Unterkunft. Blieben also einige Zeit an der Thüre stehen, bis die männliche Alpenjugend immer dichter herandrängte und mit groben Ellenbogen auch den Raum auf der Schwelle besetzte. Unter dieser Bedrängniß mußten wir wider Willen ins Freie treten. Mittlerweile fing es zu tröpfeln an und wir ver-

ehrten unsern Gott in leisem Regen, waren etwas trüb-
selig und mischten in unser Gebet hie und da ironische Be-
trachtungen über die sieben Seligkeiten der Bergreisen und
die Gemüthlichkeit der Aelpler. Dieß dauerte eine gute
Weile. Endlich kam der Wirth mit den Schlüsseln und
wir trachteten fröhlich der Herberge zu und versprachen
uns, da vorderhand keine Hoffnung zum Aufbruch war,
viele Belehrung von den Gesprächen, die wir mit den
Betern führen wollten, wenn sie nach dem Gottesdienste
durstig ins Wirthshaus kommen würden, nahmen auch zu
diesem Zwecke schon vorhinein einen guten Platz. Alls bald
aber wälzten sich die Benter und ihre Nachbarn vollzählig
zur Stubenthüre herein, besetzten alle Tische und Stühle,
die noch frei waren, und etliche, welche nicht mehr unter-
kommen konnten, blickten von der Schwelle begehrlieh ins
Gemach. Um diese Zeit nahte der Wirth, fragte, ob es
uns hier nicht zu lärmend sei, und als wir mit einem
vernehmlichen Nein geantwortet, drehte er seine Rede und
bat uns freundlich, ja sehr freundlich, zu bedenken, daß
die Stube gerade für so viel Männer gebohrt sei als in
die Kirche gingen, daß da an Sonn- und Feiertagen jeder
seinen Platz haben wolle und daß es gar keinen Frieden
geben würde bis auch die andern auf der Schwelle noch zu
sitzen kämen. Dabei stellte er uns vor, wie angenehm und
ruhig unser Schlafgemach sei, und es wäre ihm sehr lieb,
wenn wir da hinüber gingen. Ei was? brummte da der
eine von uns, wir sind ja hier wie die Parias; erst wollen
sie uns nicht in der Kirche leiden, und nun nicht einmal
im Wirthshause! Ach! sagte der andere, es sind gute Leute;
thun wir ihnen den Gefallen. Nun nahm der Wirth ver-
gnügt unser Trinkzeug und trug's hinüber, und wir folgten
in unser armseliges Schlafgemach. Stühle waren nicht
darinnen, und so legten wir uns in nothwendiger Ver-

kürzung auf die Betten. Leider wußten wir gar nicht was wir anfangen sollten. Lesen, Schreiben, Rechnen schien alles nicht am Platz und an der Zeit. Auch zum Reden fielen uns nur ärgerliche Bemerkungen ein, die wir lieber unterdrückten. Alle Viertelstunden aber ging einer hinunter und traf verabredetermaßen mit Nicodemus von Rosen zusammen um das Wetter zu beurtheilen, denn beim ersten sichern Anzeichen von Besserung sollte es weiter gehen.

Endlich, es war um halb zwölf Uhr und der Regen hatte schon seit einiger Zeit aufgehört, endlich sagte Nicodemus: es hebt! und mahnte zum Aufbruch. Er ließ sich noch eine fette Suppe geben, während wir einige Lebensmittel zu uns steckten und die Rechnung berichtigten. Bei letzterem Geschäfte gewannen wir übrigens die Ueberzeugung, daß es in Vent zwar ziemlich schlecht, aber auch ziemlich theuer zu leben sei.

Vent ist seitdem für die Touristen bekanntlich ein klein Paris geworden. Der Herr Curat Franz Senn, des Lengensfelder Matte's letzter „Bue,“ der seit 1860 dort als Seelsorger waltet, hat alles aufgeboten, um den Reisenden, die dieses sein Reich besuchen, das Leben im Thale und das Steigen auf den Bergen so angenehm als möglich zu machen. Im Sommer 1861 hatte er in seinem Häuschen, das nur zwei leidliche Zimmer aufwies, bereits über zweihundert Touristen zu beherbergen. Aber schon im nächsten Jahre wurde ein Neubau unternommen und seitdem auch alle Jahre etwas hinzugesetzt, so daß jetzt zwei Gaststuben, elf Zimmer und dreißig Betten vorhanden sind. Auch eine Bibliothek, mit alpinen Werken reich versehen, steht dem Gaste zur Verfügung.

Ebenso sorgte der Curat für bequemere Wege. Jener früher so schmale und rauhe, der von Zwieselstein hereinführt, ist seitdem auf fünf Fuß erweitert worden, so daß sich's jetzt gemächlich gehen und reiten läßt. Seit 1863 ist auch ein guter, für Katholiken und Protestanten gleich gangbarer Saumweg von Vent übers Hochjoch ins Schnalfersthal angelegt worden. Er wird jetzt im

Sommer täglich von Maulthierern begangen und sind schon gar viele gebildete Herren und Damen hinüber und herüber geritten. Der Weg nach Zwieselstein kostete 6000, der Saumpfad nach Schnals 2000 fl. und all dieß Geld mußte der Herr Curat, wie er sich ausdrückt, rein zusammenbetteln. Das Dexthal spendirte 1100 fl.; auch der kaiserliche Hof und das Ministerium in Wien, sowie der Landesculturfonds von Tirol gaben ansehnliche Beiträge. Doch fehlen noch einige hundert Gulden, um den muthigen Unternehmern ganz schadlos zu stellen. Die Erhaltung der Wege bestreitet so ziemlich der Opferkasten im Gastzimmer, der jedermann zu freiwilligen Beiträgen einladet.

Auch die Erklömmung mancher Spizen ist nunmehr wesentlich erleichtert. So sind z. B. die Kreuzspize und das Ramoljoch jetzt ohne Gefahr zu begehcn. Ueber diese und die andern alle ist die beste Auskunft im Widum zu erhalten, da der Herr Curat schon alles bestiegen hat, was in der Nähe nur immer zu besteigen ist.

Derfelbe hat mittlerweile auch das Führerwesen geordnet und die Herausgabe mehrerer Bergpanoramen unternommen. Das „Panorama des Dexthalergebirgs vom Ramolkogel aus“ und die „Ansicht des Hochjochfcrners mit Umgebung“ sind schon vor mehreren Jahren erschienen. Ein Panorama von der Kreuzspize in Farbendruck ist jetzt (Juli 1871) zu Berlin eben fertig geworden.

Seit den letzten zwanzig Jahren ist eine Fülle gebiegener Schriften über das Dexthal erschienen. Als die bedeutendste derselben wird allgemein des Obersten von Sonklar Werk: Die Dexthaler Gebirgsgruppe (Gotha 1861) anerkannt. Auch der Herr Curat hat schon mehrere Abhandlungen ans Licht gegeben. Von ihm stammen verschiedene Berichte über verschiedene Bergbesteigungen, sowie auch die „Blätter der Erinnerung an Cyprian Granbichler, den Berg- und Gletscherführer zu Bent im Dexthale“ (München 1869), wenigstens die Schilderung der entseßlichen Fahrt, die er mit diesem von Meran und Schnals kommend über das Hochjoch bestanden hat. Damals brachten sie die Nacht vom sechsten auf den siebenten November 1868 unter Sturmgeheul und Schneegeföber auf dem Ferner zu. Nach einem Marsche von nahezu dreißig Stunden, den alle Schrecknisse der Alpenwelt

begleitet hatten, kam der Curat um drei Uhr Nachmittags in Rosen an. Cyprian war vor Erschöpfung etwas weiter oben zurückgeblieben. Der Curat schickte ihm sofort Hilfe, allein er verschied unter den Augen derer, die ihn zu retten gekommen. Er galt als der beste Führer in den österreichischen Alpen. Seitdem wurde ihm ein Denkstein auf dem Friedhofe und ein Bildstöckel an der Stelle seines Todes errichtet. — Ueber Wesen und Art der Dexthaler mag aus neueren Quellen, die mir zugegangen, noch etwa folgendes mitgetheilt werden:

Der Dexthaler ist ernst, religiös und patriotisch. Trotz seines Ernstes zeigt er aber einen ausgesprochenen Hang, zu scherzen und andere zu necken, zu „beziren.“ Er hat vielen Sinn für praktische Dinge und läßt sich Neuerungen, die ihm einleuchten, gern gefallen. Verschiedene Weg-, Arch- und Brückenbauten, sowie andere gemeinnützige Unternehmungen geben davon Zeugniß. Die althergebrachte Sparsamkeit will in neuerer Zeit nicht mehr recht nachhalten. Man läuft jetzt schon den Moden nach, wie sie draußen am Lande umgehen, und vergeudet dafür manchen Groschen, den man besser zurücklegen würde. Die frühere Tracht des Thales ist fast gänzlich abgekommen. Schwarzer Haube, Nieder, Wisling sind bei dem Weibervolke ebenso selten geworden, als die ausgenähten Zoppen und das kurze „Gsäß“ bei den Männern. Am Sonntag sitzen diese sehr gerne im Wirthshause bei Bier, Wein oder Branntwein. Namentlich ist letzterer sehr beliebt und soll in unglaublicher Menge verzehrt werden.

Von anderer Seite kommt mir die Mittheilung, daß im Jahre 1869 sich ins Benter Fremdenbuch 620, im Jahre 1868 — 513, im Jahre 1867 — 392 Touristen eingeschrieben haben, während sich im Jahre 1845 nur 8, im Jahre 1846 nur 18 eingezeichnet finden.

Das hinterste Dexthal und seine Umgebung zeigt eine Menge romanischer Namen. Es besteht darin eine große Aehnlichkeit zwischen dieser Gegend und dem wilden, jetzt fast unbewohnten Gebirge zwischen Brandenburg und der Scharnitz. Es ergibt sich daraus, daß beide Gegenden vor tausend oder fünfzehnhundert Jahren wenigstens ebenso bekannt und betreten waren, als jetzt.

Wir wollen die Mehrzahl dieser Namen hier zusammenstellen und erklären. Es wird dieß um so erwünschter sein, als die Linguisten der Alpenvereine bereits beginnen, eine „officielle“ Orthographie dieser Namen festzustellen, ohne jedoch zu fragen, aus welcher Sprache sie stammen oder was sie bedeuten. Also:

Fanat (besser Banat) = vignata, nicht weil da einmal ein Weinberg gestanden, sondern weil die Gestalt des Gletschers an einen Weinberg erinnerte.

Finail = finale oder foenile.

Firmisan (besser Birmisan) = val mezzana.

Gampels = campos, Deminutiv von campo.

Gepatsch = campaccio.

Glosaier = clausura, Eingang.

Gurgel = gorgola, Deminutiv vom ital. gorga, Strudel, Gurgel, Schlund. Siehe Diez, Wörterbuch I. 221.

Guslar = casolare, altes, verfallenes Haus. Guslar, wie derselbe Gletscher auch genannt wird, wäre cavallaro, Rosshirt.

Lagaun = lagone von lago.

Latsch, ursprünglich wohl Lartsch = larices, Plural von larix, Lärche.

Lazins = lacignes, Dem. von lacus.

Marzoll, Murzoll = marezuola, Dem. von mara, Muhr. Andere schreiben Marzell, was marezella wäre und dasselbe bedeutete. An Maria-Zell ist nicht zu denken.

Mastaun = masettone, von maso, Hof.

Matatsch = montaccio. — Mutmal = monte malo.

Pfossen = fossa.

Plangeros im Bixthal, was man mit plange, rosa (weine, o Rose!) zu erklären versuchte, ist plan grosso.

Plattei = platta d'aua, aqua.

Ramol = rio malo.

Rosen = churw. roven, Rain.

Somaar = (via de) somaro, Saumweg.

Stöblein = stavelino, von stavel, Stall.

Thaleit, schwerlich von Thal und leiten; eher (monte) d'alneto, Erlenberg.

Valbanair = val d'ava nera.

Balgin = val de cuna, Wiegenthal.

Berwall = val bella. Berpeil ist dasselbe.

Bent = (val de) vento.

Bernagt = val de nocte.

Danzebelle in Planail, planello, habe ich früher mit dadens la valle erklärt, seitdem aber gefunden, daß in dieser Gegend noch im vierzehnten Jahrhundert eine romanische Familie Lanceabella lebte, und glaube nunmehr, daß jener Berg ihr Eigenthum war und von ihr auch den Namen, de Lancea bella, erhielt.

Similaun scheint sehr rhätisch zu klingen; allein simila ist ja unser Semmel und das Augmentativ similone würde ganz annehmbar bedeuten, daß man den Berg mit einer großen Semmel, einem Wecken verglichen habe.

Die Namen in der Thalsohle sind alle deutsch, was annehmen läßt, daß von Sautens, welches rhätisch, bis Zwieselstein weder Rhätier, noch Romanen sesshaft gewesen (vergl. S. 47, 61). Dumpen, Lumpen ist eigentlich ein Manns- und Hofname, bei dem Lumpen. Mittelhochdeutsch tump, jetzt dumm, bedeutete leichtsinnig, muthwillig. Habichen, auch ein Hofname, beim Habicho, Ableitung von Habbert. So auch Koppen, beim Koppo, Koppert. Anichen in Pfersch, beim Anicho, von Anno, Agino. Krimmel im Pinzgau, von Krimwald, Grimwald. Patterich, bei Kappel im Paznaun, ist ganz deutlich der althochdeutsche Mannsname Paturich. Auf diese, bisher nicht angewendete Weise lassen sich gewiß noch eine Menge tirolischer Ortsnamen erklären (vergl. S. 53). Scheint doch auch Börgel im Unterinntale, urk. *Vergili*, nichts anderes zu bedeuten, als den Hof des Virgilius, wenn dieser auch nicht der Sänger der Aeneide, sondern eher ein Namensvetter des Bischofs Virgilius von Salzburg gewesen ist. Wegen Perfur und Angebair zu Landeck siehe meine Rhätische Ethnologie S. 110.

Nunmehr hatte sich Nicodemus gestärkt, griff nach seinem Stabe und wir zogen davon. Allererst ging es eine jähe Anhöhe hinan, von welcher wir rechts nach Rosen hineinsehen. Zu Bent läuft nämlich das Thal abermals in

eine Gabel aus, deren eine Zinke zum Hochjoch, die andere zum Niederjoch führt. Im grünen Grunde der ersteren liegen die beiden ansehnlichen Hofner Höfe, die letzten Häuser im Dexthale, nur noch eine Stunde von dem vielbesprochenen Hofener Wildsee, und Nicodemus, dem der eine davon gehört, deutete mit Stolz auf sein väterliches Erbe. In dieser Wildniß hat nämlich, wie alte Sagen berichten, Herzog Friedrich mit der leeren Tasche eine Zuflucht gefunden als er geächtet und gebannt dem Costnizer Concil heimlich entflohen war (1416). Dazumal, als hundert Feinde ihm nachstellten und der eigene Bruder nach der Grafschaft Tirol strebte, lebte Friedel manchen stillen Tag auf dem Hofnerhofe und die Hofnertochter soll sogar ihr Herz an ihn verloren haben. Später, als er wieder zu seinem Lande gekommen war, gedachte er dankbar dieses Asyls und verlieh dem Hofe ausgezeichnete Ehren, Steuerfreiheit nämlich und die Rechte einer Freistätte. Erstere genießt er noch, letztere ging unter Josef II. ein. Auch wurde der Hof zu einem eigenen Burgfrieden erhoben und dem Schloßhauptmann zu Tirol untergeben. Noch zur Zeit aber spricht Nicodemus von seinem Hof nicht anders als ein Ritter von seiner Burg, und es nimmt sich sehr stolz und fürnehm aus, wenn der Bauer etwa anhebt: „So lange ich auf Hofen sitze“ u. s. w. Uebrigens gehörte auch die Gemeinde Bent bis in dieses Jahrhundert herein ins Gericht nach Castellell im Binschgau und ins Bisthum Gur. Jetzt steht sie sammt den Hofner Höfen unter dem Landgerichte zu Silz im Innthale und unter dem Bisthove zu Brixen.

Obgedachter Wildsee im Hofnerthale wurde in letzterer Zeit öfter besprochen; aber schon im Jahre 1773 hat er einem öffentlichen Lehrer an der Universität zu Wien, Namens Josef Walcher, ein gutes Schriftchen entlockt:

„Nachrichten von den Eisbergen in Tirol,“ wohl die ersten, die über diese entlegene Gletscherwelt unter das deutsche Publicum gebracht wurden. Damals wo niemand ohne Schauer an diese winterlichen Einöden dachte und kein vernünftiger Mensch sie einer Beachtung werth hielt, damals mag dieß Büchlein den Leser sehr überrascht haben. Wir lernen daraus unter anderm, daß zu jener Zeit noch manche der Meinung waren, es hätten die Gletscher von Tirol erst im dreizehnten Jahrhundert ihren Anfang genommen, indem damals mehrere sehr kalte Winter auf einander gefolgt seien und sich deßhalb auf den hohen Bergen das Eis dergestalt gehäuft habe, daß die darauffolgende Sonnenhitze es nicht mehr ganz zerschmelzen konnte. Die Bildung des Rofner Eissees wird von Josef Walcher schon richtig so beschrieben, daß der an der linken Seitenwand des Rofnerthales gelegene Bernagtferner zeitweise von seiner Höhe in den Thaleinschnitt heruntersteige, diesen als quergelegter Eisdamm ausfülle und so den Bach, der aus dem Hochjochferner kommt und sonst ruhig abfließt, zum See aufstauet. Reißt dann mit zunehmender Sommerwärme der See den Damm durch, so ergeben sich jene verheerenden Ueberschwemmungen, die alles flache Uferland, die Däsen von Bent, Sölden, Lengensfeld und Umhausen betreffen und nicht die mindeste der Plagen sind, denen der starkmüthige Deßthaler ausgesetzt ist. Manchmal war die Wasserfluth, die sich da plötzlich löste, so mächtig, daß selbst das Innthal noch davon zu leiden hatte.

Der erste Ansaß dieses Eissees, so weit sichere Nachrichten vorhanden, fällt ins Jahr 1599. Im Jahr darauf brach er verwüstend aus. Darnach lag sein Bett lange Zeit trocken, aber 1677 fing er abermals an sich zu bilden und 1678 und 1680 zerbrach er den Damm mit großem Schaden des Deßthales zum zweiten- und drittenmale. Als

Peter Anich von Perfuß, der geniale Landmann, sein Vaterland Tirol aufnahm, um 1760, war der Seeboden wieder Weideland; er gab durch Punkte den einstigen Umfang des Wassers an und schrieb dazu: gewester (d. h. gewesener) See. Deßwegen spricht auch Friedrich Mercey, der im Jahre 1830 mit der Anich'schen Karte in der Hand Tirol durchpilgerte und das Tagebuch später zu Paris herausgab, in dieser Gegend von dem fameux lac de Gewester, ein komisches Mißverständnis, das sich bei Lewald, der hier von einem Gewesteinersee erzählt, fast noch verschlimmert zeigt.

Im Jahre 1771 kam der Vernagtferner wieder an den Bach herab und zwei Jahre darauf erfolgte ein Ausbruch, der aber allmählich und daher mit weniger Zerstörung vorbeiging, als die früheren. Seitdem zog der Gletscher vor- und rückwärts, erreichte jedoch die Thaltiefe lange Zeit nicht wieder. Im Jahre 1840 soll er zwei Stunden ober dem Bach gestanden sein. Bald darauf fing er wieder zu wachsen an, und als wir in Bent waren, hörten wir schon, daß der Ferner nicht mehr sehr weit vom Bache entfernt sei. Im vorigen Jahre, d. h. 1844, berichteten die Zeitungen, daß man die Thalsperre sicher voraussehe. Der Gletscher wuchs im August täglich um mehr als drei Wiener Fuß. Endlich am 1. Junius 1845 schob sich der Eisdamm quer über den Bach und bald war der See wieder da, eine Viertelstunde lang und zwanzig Klafter tief. Von Innsbruck kam der Landesgouverneur mit einer Gefolgschaft sachkundiger Männer nach Bent, um das Mögliche vorzuführen. Am 14. Abends brach das Wasser durch und unter fürchterlichem Drängen und Toben war in einer Stunde der See abgelassen. In Bent wurden alle Brücken, Schneidemühlen und Scheunen am Ufer niedergeworfen, in Sölden die schönen Wiesgründe zertwöhlt, viele Häuser beschädigt,

Kirche und Pfarrwohnung bedroht. In gleicher Art hatte die wüthende Ache auch Lengensfeld ins Mitleid gezogen, und erst bei Umhausen verminderten sich die Spuren der Verwüstung. Der Schaden wurde auf 100,000 Gulden geschätzt. Nicodemus von Rosen hatte als Führer und fester Spion in dem gefährlichen Lager des Ferners rühmliche Dienste geleistet. Ganz auf dieselbe Weise hat sich im Jahre 1716 der Gurgelsee im nächst anliegenden Gurgelthale gebildet, zum größten Entsetzen der Einwohner, die in Processionen an den Ferner wallten und den Himmel um Rettung anflehten. Da jedoch seitdem der See alle Jahre unschädlich abrinnt und wieder einläuft, so haben sich die Gurgler an diesen Nachbar gewöhnt und hegen zur Zeit keine Besorgnisse mehr.

Nicodemus Kloß von Rosen ist ein Vierziger, eher klein als groß, ledig, ernsthaft, aber doch kein Feind des Scherzes. Er trägt den spitzen Hut, die braune Jacke und die braunen dicken Strümpfe, die Tracht der Dektthaler, und dabei spricht er ein alterthümliches, wenig abgeschliffenes Deutsch, von jener scharfkantigen Art, wie es in den innersten Thälern gewöhnlich erklingt. Er rühmt sich der einzige Mann der Gemeinde zu sein, der die Gebirge und die Gletscher ringsherum alle bestiegen. Er hatte von Jugend auf seine Herzensfreude an den feierlichen Fernern und kletterte vordem mit seiner Büchse allein auf die Hörner, neugierig was da für eine Aussicht oder nach seinen Worten: für eine „Einsicht zu fassen“ sei. Er ist daher gewiß der verlässlichste Führer im Venter Thal und geht überall mit, wohin man immer will, über den kleinen Dektthaler Ferner und das Niederjoch oder über das Hochjoch nach Schnals, an der Wildspitz vorbei ins Pitzthal, über den Gepatschferner ins Raunserthal oder links hinüber nach Langtaufers und ins obere Binschgau. Da, auf letzterer Fahrt, beträgt

der Gang über das Eis indessen mehrere Stunden, und dieser hatte selbst den ledigen Alpensohn jetzt etwas verduzt gemacht. Vor kurzem waren nämlich Bergsteiger aus Albion da gewesen und hatten ihn aufgenommen, sie nach Langtaufers zu führen. Als sie eine gute Weile auf dem Eise fortgegangen, wurde aber der Ferner durch Klüfte, Brüche und Schründen so unwegsam, daß gar kein Mittel mehr schien vorwärts zu kommen. Nicodemus schlug vor zurückzugehen; die Engländer aber wollten ihre Mühe nicht verloren haben und forderten ihn gebieterisch auf, sie weiter zu geleiten. Nun gelangen zwar noch einige Uebergänge, aber an einer breiten und tiefen Gletscherspalte fiel einer der fremden Reisenden und glitschte hinunter, so daß ihn Nicodemus nur noch beim Schopfe zurückziehen konnte. Als er so vom Tode gerettet war, besah er sich von oben bis unten, sagte lachend: das war gut — und nun hatte keiner mehr etwas gegen die Umkehr einzuwenden. Nicodemus aber hatte sich das zur Warnung dienen lassen und wollte niemand mehr nach Langtaufers führen, ehedenn er einmal wieder nachgesehen, ob sich nicht das Eis gewendet habe und der Ferner neuerdings gangbar sei.

Wir ließen also die Hofnerhöfe rechts liegen und gingen links ins Niederthal ein und darin fort, einen öden, gar nicht kurzweiligen Weg, der oft von Fernerbächen durchschnitten ist, über welche wir nicht immer ungenehzt kamen. Außerdem war aber weder Gefahr noch Unbequemlichkeit, denn der Steig ging ganz mählich an der Halde hin, welche düster und mißfarbig an den Wänden von Glimmerschiefer abbrach und nur etwa an den Ufern der stürzenden Wässer freundlichem Krautwuchs zeigte. Im Frühjahr ist das Thälchen dagegen sehr blumenreich, und da überzieht die Abhänge vor allem der duftende Speiß (*Primula glutinosa*), die geehrteste aller Alpenblumen. Rückwärts blickend hätten

wir jetzt wohl auch die prächtige Wildspitze sehen müssen, die höchste des Dexthalerstockes, welche 11,946 Wiener Fuß über das Meer emporsteigt, aber auf den Höhen lagen noch trübe Nebel, was wir wegen der gerühmten Schönheit jener Ansicht sehr bedauerten.

So hatten wir eine gute Strecke zurückgelegt als wir zu einem Bildstöckel kamen, auf dessen Tafel ein sitzendes Weib gemalt ist mit einem neugebornen nackten Kind im Schooß. Die Mutter Gottes schaut aus den Wolken gnädig herab. Der Hofner Bauer erzählte, hier habe sein Oheim vor Jahren in Wind und Wetter ein gebärendes Weib gefunden, und in ihren Todesängsten sie gerettet. Dessen zum Angedenken habe er die Tafel machen lassen. Sie aber, setzte er hinzu, sie war ein Lottermensch von Schnals. Mein Gott! sagte einer von uns, so gibt es also auch hier in diesen keuschen Wildnissen solche Opfer der Verführung, und sie gebären an den Fernern, um ihre Schmach den Augen der Menschen zu verbergen! Aus Sittsamkeit forschte keiner mehr nach nähern Umständen, und so erfuhren wir erst drüben im Binschgau, daß ein Lottermensch nichts anderes bedeute, als ein Bettelweib, wornach sich denn die Beurtheilung des Falles wesentlich richtigte.

Bald kamen wir auch zu einer kleinen schwarzgrauen Hütte, welche ungemein kunstlos aus übereinander gelegten Steinen an die Halde hingebaut war. Die Vorderseite ragte kaum manns hoch über den Boden auf; Fenster hatte sie nicht, aber eine niedere Thüre: Aus dieser trat ein Mann, anzusehen wie Robinson Crusoe, in Thierhäute gehüllt, mit verwirrten Haaren, ungewaschen vielleicht seit Monden. Er zeigte sehr viele Freude, daß wir uns zu ihm heraufbemüht, und wir dann auch nicht minder, daß wir so angenehmen Eindruck auf ihn machten. Im ersten

Augenblicke hatten wir allerdings über ihn gestuzt; indessen war er ein glänzendes Beispiel mehr, daß auch unter rauhem Kittel ein edles Herz schlagen könne, denn er grüßte nicht allein sehr herzlich und mit dem heitersten Lachen, sondern bot uns auch gleich eine schmutzige Schüssel voll Milch an. Dafür ließen wir ihn einen Schluck von unserm Binschger Branntwein thun, womit er sich mehr als königlich belohnt erklärte. Auch lud er uns ein in sein Haus zu kommen; von uns aber wollte sich keiner so tief bücken. Doch warfen wir einen überschlächtigen Blick hinein und gewahrten in der Finsterniß etwas wie eine Schlafstelle aus Loden und Heu. Am Thürpfosten bemerkten wir auch ein geschnitztes Heiligenbild angeheftet, und vor diesem, sagte uns der edle Wilde, verrichte er seine Andachten. Nachdem wir in dieser Art von allem Wissenswerthen Notiz genommen, sprach Nicodemus: Bhüt Gott, Schnalser! und wir zogen weiter.

Der wilde Mann war übrigens ein Schaffhirt aus Schnals, aus dem Thale, das jenseits der Ferner liegt. Solcher Schäfer gibt es mehrere in der Revier. Die ganze Weide im Niederthal ist nämlich seit undenklichen Zeiten ein Eigenthum der Schnalser Bauern, und diese schicken ihre Herden mit den Hirten über die Gletscher und lassen sie hier den Sommer zubringen. Deshalb ist denn auch, wie wir noch diesen Abend erfahren sollten, der Ferner in Schnals ein viel geläufigeres Thema als in Vent.

Nachdem wir nun zwei Stunden im Niederthal fortgegangen waren, kamen wir endlich an den Murzollferner, der eigentlich der Ausläufer zweier anderer ist, die sich oben vereinigen und in dieser Spitze zu Thal gehen. Die Ansicht gewährt noch wenig von der Schönheit der Gletschermwelt, denn das Thal ist enge, der Blick bergaufwärts beschränkt, der herabziehende Ferner selbst mit Schutt und Geröll bedeckt, daher schmutzig und rußig so weit man sieht.

Außen herum an den untern Kanten hat er mächtige Schuttwälle aufgeworfen. Murzoll war übrigens dieses Jahr vollkommen ausgeapert (spr. ausg'appert), und was er obenauf an Rissen und Schründen haben mochte, das lag alles klar am Tage. Um diese Zeit, wenn nämlich die Sommer Sonne den tückischen Schnee aufgezehrt und die Ferner „das Hemd ausgezogen haben,“ so daß sie Gestalt und Wesen ihrer Oberfläche nicht verbergen können — um diese Zeit werden sie am liebsten begangen. Dann lauern wenigstens keine heimlichen Gefahren und es locken nicht jene leichten Schneebrücken, die beim ersten Tritte einbrechen und den Wanderer wie die Fallbretter in den alten Ritterburgen hinuntersenden in die kalte Gruft zur ewigen Ruhe.

Nicodemus führte uns nun auf Murzoll — er gebrauchte die Namen seiner Ferner und Berge ohne Geschlechtswort — und wir gingen eine Weile auf dem Eise fort, um den Pfad in der Moräne, der immer mühseliger wurde, zu vermeiden. Murzoll dagegen zeigte sich zu dieser Zeit recht eben und zusammenhängend; nur hie und da zog sich ein handbreiter Spalt hindurch. Allmählich aber wurde auch Murzoll etwas unwegsam und wir suchten wieder den Fußpfad auf dem festen Lande zu gewinnen, den die Schnalserhirten durch unterlegte Felsblöcke zur bequemen Treppe erhoben hatten. Nachdem wir ungefähr drei Stunden auf dem Wege gewesen, machten wir bei einer zerfallenen Steinhütte Halt, die in den Zeiten ihres Glanzes wohl ein getreues Ebenbild der andern gewesen war, in welcher wir den Schäfer von Schnals gefunden. Hier nahmen wir etwas Brod und Käse ein und stärkten uns mit dem Vinschger, auf kahlem Boden, rings von Gletschern umsäumt, dicht ober unsern Häuptern einen wolfigen verschlossenen Himmel. Letzteres erpreßte uns manchen trüben

Seufzer, denn jetzt, wenn je, standen wir an der Pforte alpinischer Erhabenheit. Neben uns auf dem braunen Felsgeschiebe, mitten zwischen ewigem Eis und Schnee war eine kleine Herde Schafe in der Sommerfrische, die mit ihren Schellen fröhlich klingelten und zutraulich herankamen. Sie bleiben während des Hochsommers hier im Freien und suchen bergauf und ab ihr Futter.

Indessen sollte uns doch nicht alle Freude verloren gehen und nicht alle Erwartung getäuscht werden. Die Nebel, die sich während unseres Aufsteigens mehr und mehr gesammelt hatten und eine Zeit lang schwer und ruhig auf die Gletscher drückten, hoben jetzt, da etwas Wind hineinzu blasen begann, ein lustiges Gejaid an, zogen abwärts, zogen aufwärts, huschten wie Phantome an den Fernern hin, schlangen wilde Reigen, drehten sich wirbelnd durcheinander, und zuweilen entstanden weite Risse, durch welche die Sonnenstrahlen verklärend brachen. Einem solchen Augenblick verdankten wir einmal eine prächtige Aussicht links hinein in einen langen, langen Corridor von weißleuchtenden Fernern, zwischen denen eine breite silberne Straße glänzend dahin zog, wie eine Avenüe zum Palaste des Alpenkönigs oder zu einem Bergschloß der saligen Fräulein.

Von jetzt an wurden wir allmählich des großen Schneefeldes gewahr, das den Niederjochferner deckt. Nachdem wir noch ein paarmal aushülfsweise den Gletscher betreten hatten, weil der Weg zur Seite ungangbar geworden, nachdem wir auch aus derselben Ursache ein paar kleine Schneefelder durchwatet hatten, fanden wir uns auf der Stelle, wo der Pfad an den Schrofen hin ganz aufhört und der Gang über den Gletscher eigentlich seinen Anfang nimmt. Hier war zwischen die Steine ein hölzernes Windfährchen eingeklemmt.

Jetzt geht's über den Ferner, sagte Nicodemus mit einem feierlichen Ernste, gleichsam als wollte er in seinen Unbefohlenen die Betrachtung erwecken, daß sie an einem großen Wagnisse stehen. Die Luft war feucht, aber nicht kalt. Ermüdung oder anderes Ungemach spürten wir nicht. Wir ließen in der kleinen Rinde noch einmal die Flasche mit dem Binschger kreisen, und traten dann den Weg an. Nicodemus hatte zwar Stricke mitgenommen, um uns alle drei nach Vorschrift der Sachverständigen an einander zu binden, aber nach einiger Besprechung hielten wir's doch nicht vonnöthen, auch nicht als uns der Bauer von Rosen erzählt hatte, wie kurz vorher ein ungebundener reisender Herr in den Gletscher gesunken und wie er dann, nach mühsamer Rettung von ungeheurem Ekel an dem ganzen Wesen erfaßt, Hut und Stock von sich geworfen und in Einem Rennen, als wären ihm alle Ferner des Dexthales auf der Ferse, über Vent bis nach Heilig Kreuz gelaufen sei, um dort noch immer voll Entsetzen und halbtodt vor Ermattung beim Caplan wieder zur Fassung zu kommen. So gingen wir denn unsern Weg, jeder für sich — der Führer voran, Todtenstille ringsum — kein anderer Laut als das leise Knirschen unserer Tritte.

Der Gletscher schien uns nicht sehr breit, etwa eine halbe Stunde, vielleicht nicht so viel. Der Weg führte etliche hundert Schritte von den Felsentwänden, die zur Rechten ihre Häupter in den Wolken verbargen, schnurgerade über das weiße Feld hinauf. Die schmutzige Spur von Menschentritten und Viehtrieb zeichnete ihn sehr kenntlich. Uns schien alles recht sicher und bequem, zumal da der Gletscher, seiner höhern Lage wegen, nicht ausgeapert und die Klüfte daher alle überschneit waren. Nicodemus mochte gleichwohl hie und da Gefahr wittern, denn etliche-male hielt er an und stieß mit dem Stocke bedenkliden

Gefichtes in den Schnee, ohne Grund zu finden. Er pflegte dann den Kopf zu schütteln, ging aber nichtsdestoweniger bald mit einem weiten Schritte vor, uns befehlend in seine Fußstapfen zu treten, was wir denn auch folgsam thaten.

Jetzt war's ungefähr drei Uhr und sehr düster auf dem Ferner — neben und über uns, vor und hinter uns dichte stockende Nebel. Nun begann aber auf einmal zur Linken das Jagen wieder. Das zog und zerrte, huschte und flog, und plötzlich riß es auseinander und aus dem bewegten Wolkenreigen stieg ein ungeheures Horn, schrecklich geschartet an den Wänden, von tiefbrauner, feuchtglänzender Farbe, und um das braune Haupt legte sich wie ein Heiligenschein eine Scheibe hellblauen Himmels, die auch mit einemmale sichtbar geworden. Nicodemus blieb stehen, drehte sich überrascht um und sagte leise: das ist Similaun — und so leise flüsterte er's, als wenn er fürchtete durch lautes Wort das Ungethüm zu reizen. Wir aber hatten eine innige Freude über den titanischen Klotz, und diese wuchs noch immer als auch die letzten Schleier an den Flanken des Hornes verfloßen, und dieses in seinem schimmernden Braun mit unbeschreiblicher Pracht vom weißen Ferner sich abhob und in den blauen Himmel ragte. Das ist Similaun — wiederholten wir, um den Namen ja nicht zu vergessen — und schauten vorwärts schreitend immer wieder auf dieß trotzige Haupt mit dem niegesehenen Ausdruck von Größe und Wildheit.

Similaun, so schroff er scheint, ist dennoch schon etliche-male bestiegen worden. Er reizt dazu um so mehr als er nach der Wildspitze und der Weißfugel der höchste Grat ist im Dexthaler Fernerstock und 11,210 W. Fuß mißt. Der erste, der seinen Scheitel betrat, war der Priester Thomas Kaaserer von U. L. Frau in Schnals. Es geschah im Jahre 1834. Ihm folgte der Landarzt von Algund bei

Meran, Franz Rodi, der das Wagniß am 27. August 1839, aber bei sehr ungünstigem Wetter vollführte. Am 22. Junius 1840 bestieg der nämliche die Spitze zum zweitenmale, willig gefördert und geleitet von den Schnalsern, die unten im Thale auch Böller aufstellten und die kühnen Steiger, als sie den Gipfel erreicht hatten, mit Freudenschüssen begrüßten. Der Himmel war dazumal rein. Die Aussicht wird als unermeslich geschildert; sie soll hinausgehen bis ins deutsche Reich und man will selbst bayerische Städte gesehen haben. Gegen Morgen zeigt sich der Großglockner, gegen Abend der Ortles und die Schweizergletscher, ja die kecken Männer behaupteten sogar, der Montblanc sei ihnen erschienen. Die wimmelnden Eishäupter und Schneeköpfe in der Nähe sind gar nicht zu zählen. Uebrigens sieht man so weit oben oft viel mehr als man nachher den Leuten unten glaubbar machen kann.

Similaun ist mittlerweile so beliebt geworden, daß er alle Jahre acht- bis zehnmal erstiegen wird. Der letzte oberste Anstieg ist übrigens etwas gefährlich. Man unternimmt die That gewöhnlich von Bent aus, wo die Einrichtungen jetzt viel zuverlässiger sind als in Schnals. — Nebenbei bemerkt: Nicodemus ist noch am Leben und geht noch hochbetagt als Führer mit den Leuten. Auch seine Söhne haben sich diesem Beruf gewidmet.

So waren wir nahezu ans Ende des Ferners gekommen. Der Himmel hatte sich jetzt ganz aufgethan, die Sonne schien fast warm, und überhaupt glaubten wir zu merken, daß sie in den Thälern den schönsten Tag gehabt, während wir da oben in und über den Wolken gegangen waren. Nunmehr öffnete sich auch das Land gegen Süden; nahe prächtige Ferner die sich gegen Schnals hinunterlagern, und hohe Gebirgsstöcke traten auf, lange zackige blaue Rämme, die weit und breit hinzogen nach Wälschland oder zum Ortles, und unten wie in Meerestiefe lagte auch

schon das grüne Thal von Schnals. Da standen wir und schauten bald auf Similaun, den schauerlichen, so hoch über uns, bald auf das stille Paradies in der Niederung so tief unter uns, und wollten nun rasch über den letzten Auslauf des Gletschers weg. Ehe dieß aber vollbracht, hatten wir noch eine neckische Fährlichkeit zu bestehen.

Der Weg zum Ziele führt hier nämlich rechts an den zerklüfteten Wänden hin und zwar noch immer auf dem Ferner, der da in mäßiger Breite schief abwärts hängt, bald aber ganz senkrecht in einer thurm hohen spitzen Zunge, gleich einem gefrorenen Wasserfall, zwischen tausendzadigem Gestein ins Thal hinunter geht. Die letzte kurze Strecke, ehe wir auf festen Boden kamen, war die bedenklichste — rechts die Felsentwand, links der gefrorene Wasserfall, in der Mitte durch auf schiefem Eise der schlüpferige Pfad. Der eine von uns legte sich nieder, um sich mittels der Hände über die verdächtige Stelle zu schieben; der andere wollte aufrecht darüber steigen. Leider geriethen ihm nur wenige Schritte — jählings glitschte er aus, fiel zu Boden, kam ins Rutschen, packte in der Zerstreung den andern liegenden an einem Fuße; dieser, der auf der glatten Fläche keinen Halt hatte, mußte folgen und so glitten wir aneinander gefettet, der eine voraus, der andere hintennach, pfeilschnell dem Wasserfalle zu, über den wir wie zwei geflöhte Holzblöcke hinabgeschossen wären, um unten an den Felsen zu zerschellen, wenn nicht der Hinterpart trotz aller Eile den kleinen Kunst eines Eisbächleins entdeckt hätte, das in derselben Richtung floß, welche wir eingeschlagen hatten. In diesen stemmte er nun schleunigst seinen Vorderarm, und da das Rinnsal gewunden war, so gab es bald eine Hemmung, und der todesmuthige Convoi blieb so noch zur rechten Zeit lebensfroh auf dem Eise hängen. Nicodemus, der sorglos vorausgegangen war,

weil ihm in seiner Geübtheit die offene glatte Bahn viel weniger Bedenken gemacht, als die überschneiten Fernerklüfte, Nicodemus hatte unterdessen seine Augen am grünen Thal von Schnals geweidet, kam aber jetzt auf unser Rufen herbei und führte einen nach dem andern ans Land, nicht ohne Mühe, denn da unten wo wir hielten, war's noch um ein Gutes schlüpfriger als oben wo wir abgefahren.

Jetzt standen wir also auf festem Felsenboden, 8700 Fuß über dem Meere, und blickten mit noch einmal so viel Vergnügen in die grüne Tiefe. Dabei sahen wir auch auf die Uhr und brachten heraus, daß wir gerade siebenunddreißig Minuten auf dem Ferner gewesen waren. Im Ganzen hatten wir von Bent bis daher nicht volle fünf Stunden gebraucht und Nicodemus lobte deshalb unsern rüstigen Schritt. Hier ließen wir auch den werthen Führer ziehen, der im Sinne hatte noch nach Rosen zurückzugehen. Wir boten ihm, da im voraus nichts bestimmt worden, sechs Zwanziger als Führerlohn, und er meinte für das bißel Weg sei das übrig Geld genug. Auch legte er seine Zufriedenheit in einer sehr kräftigen Dankagung an den Tag, und gewiß war es ebenfalls nur zur Verlautbarung seiner stillen Freude, daß er uns, allerdings in ganz ungefährlicher Richtung, von oben herab noch etliche große Steine nachwälzte, um die Wirkung bewundern zu lassen, wie sie über das Geröll krachend in den Abgrund sprangen. Wir befanden uns mittlerweile auf einem steilen Felssteig, der mit rothbraunen Blöcken verfriedet ist und wendeltreppenartig an dem Geschröfe abwärts zieht. Hier setzten wir unsere Bergstöcke ein und halfen uns in raschem Schusse zu Thale, kamen zuerst, nachdem wir uns von der Schrofentwand losgelöst, auf magere Wiesen, die über und über mit kleinen und großen Felsstrümmern beschüttet waren, und so mehr und mehr aus der Region des Schreckens in

die des Grünen, zu Zirbelnüssen und Lärchenbäumen, zu Hütten und Häusern, zu Kornfeldern und in die liebliche Au von Unserer Lieben Frau zu Schnals. Ehe wir aber so weit waren, drehten wir uns noch einmal um und besahen den riesenhaften Vorhang von Eis, der aus dem Ferner herunterhängt und so leicht hätte unsers Lebens Ziel werden können. Dann betrachteten wir auch die Felsenwand an der wir herabgeklettert und fanden es fast wunderbar, daß wir nun gar keine Spur des Steiges mehr entdeckten, der uns ins Thal geführt. All die Aussicht über die Berge des südlichen Landes hatte sich jetzt wieder verloren. Zur linken Hand zog sich die Schnalser Landschaft in eine enge Schlucht zusammen. Da drinnen steht der Finailhof, berühmt in der Sage wie der Hofnerhof, weil Herzog Friedrich, als er diesen verlassen hatte und eine neue Zufluchtstätte suchend über den Ferner gegangen war, beim dortigen Bauern eine Weile unerkannt lebte und dann den Hof auf ewige Zeiten „von gemeiner Obrigkeit freite.“ Die Sage läßt den Fürsten hier die Schafe hüten und auch auf dieser Seite des Ferners mit einer schönen Hirtin eine Idylle spielen, was diesseits wie jenseits seine Richtigkeit haben mag.

Wir aber glaubten wärmere Lüfte zu fühlen und so sagten wir uns, wir seien jetzt, wenn auch noch mitten im Hochgebirge, doch schon jenseits der großen Wasserscheide und eigentlich unter hesperischem Himmel. Stattliche Männer mit großrandigen spitzen Hüten und grünausgeschlagenen braunen Jacken kamen des Weges, riefen uns mit lautem Gruße an, fragten neugierig ob wir übers Joch gegangen und freuten sich unserer That, die sie, als von landfremden Leuten vollbracht, des höchsten Lobes würdig fanden. Darüber fast etwas aufgebläht, traten wir mit stolzen Schritten ins Wirthshaus, wo zum einnehmenden Gegensatz mit

der finstern Wenter Herberge an den hellen Fenstern und um den großen runden Tisch sieben oder acht kräftige Zecher saßen, die bei unserm Erscheinen alle aufstanden und uns mit rüstigen Grüßen empfingen. Auch sie sagten uns nur Ehrenvolles über unser Wagstück und erzählten dieß und jenes von verschiedenen Fernerfahrten. Ueberhaupt wird den Schnalsern nachgeredet, daß sie sehr ehrgeizig seien und etwas Großes darein setzen, daß so viele fremde Herren ihre Gebirge in Augenschein nehmen. Es läßt sich noch zu ihrem Ruhme beifügen, daß dieß Hochgefühl kein unthätiges ist, vielmehr ist bekannt, daß sie schon oft, wenn Similaun oder ein anderes Joch bestiegen werden sollte, nicht allein unentgeltlich als Führer mitgezogen, sondern mit manchem Aufwand von Zeit und Mühe durch Auffuchung und Vorbereitung der thunlichsten Wildsteige zu solchen Zwecken behülflich gewesen sind. Auch Franz Rodi preist Josef Rafeiners und Josef Weitthalers, seiner Führer, Uneigennützigkeit und erzählt, daß dieselben keinerlei Entgelt für ihre Mühsal angenommen, sondern sich mit der Ehre begnügt haben. Die ernstesten Wenter stehen ziemlich scheu zu ihren Fernern und wollen nicht viel davon wissen; die frohsinnigen Schnalsler aber nehmen die ganze Revier fast wie ihr angestammtes Reich in Anspruch, um so mehr als ihre Schafe bis gegen Wenz hinab auf die Weide gehen. Sie sprechen von ihren Eiswildnissen und ihrem Similaun wie regierende Alpenkönige von ihren unterthänigen Ländern. Es ist ein großer schöner Schlag von Menschen, dem diese hochfahrenden Reden sehr wohl anstehen.

Das Wirthshaus zu Unserer Lieben Frau — das untere nämlich, denn es sind deren zwei — hat unsere Erwartung weit übertroffen. Seppeler, der Wirth, ist ein einundzwanzigjähriger Knabe, groß und schön mit langen krausen Haaren von dunkler Farbe, ein Musterbild von einem

Schnalser, und seine etwas jüngere Schwester steht als Schnalserin eben so preiswürdig da. Beide waren überaus freundlich und dienstbeflissen und halfen zusammen, um uns das Dasein angenehm zu machen. Seppel trug uns das Beste auf, was er hatte, nämlich frischen Braten vom Fleisch des Gstrauns, worunter aber nicht etwa ein fremdartiges Thier der Alpenwelt, sondern lediglich ein Hammel zu verstehen ist, der in Tirol allgemein mit diesem aus dem italienischen Castrone stammenden Namen belegt wird. Ueberdieß hatten wir einige andere Zuspeisen und vortrefflichen Wein. Wir betrachteten uns diesen Abend schlechtweg als ein paar rare Leute, dieweil wir, was zwar auch vielen andern vergönnt, aber doch noch ungleich mehreren versagt ist, einen Gang über die Dethaler Ferner gemacht hatten, freuten uns immer wieder von neuem über das schöne Gelingen und wiederholten uns alle die vorübergegangenen Ereignisse des Tages, die stille Sonntagsandacht im Regen, den trüben Abschied vom Wirth, die Botivtadel mit dem Lottermensch, die biedere Manier Nicodemus des Hofners, den Gang über den Gletscher, das ragende Horn Similaun, die unterbrochene Fahrt nach dem gefrorenen Wasserfalle, die jähren Sprünge von dem Ferner herab und die hallenden Grüße der Männer von Schnals, als wir in ihr Thal traten. Daran hatten wir viel zu reden und lange Zeit redeten auch die starken Schnalser drein, und als diese am späten Abend fortgingen, blieben wir allein noch über dem Glase sitzen und plauderten fort bis Mitternacht.

Am andern Tage bereitete uns Seppel's Schwester noch ein vortreffliches Frühstück und der Bruder machte uns dazu die Rechnung, welche nicht ganz einen Gulden betrug für die Person, daher auch eine der billigsten war, die wir im Gebirge bezahlt, obgleich nicht zu vergessen ist, daß

hier das Seidel Wein nur mehr vier Kreuzer kostet, während es in Vent auf acht oder neun zu stehen kommt. „Wünsch' wohl auf zu leben,“ sagte uns Seppela als wir gingen, und dieser Abschiedsgruß bleibt von jetzt an der übliche bis man wieder auf den Brenner kommt.

Unsere Liebe Frau von Schnals liegt also in einem grünen Hochthale und ist ein Dorf, das zumeist aus zerstreuten Höfen besteht, welche im weiten Kreise die Kirche umlagern, die ehemals ein besuchter Wallfahrtsort war. Jedoch ist nur die Gegend um das Dorf so offen und mild, denn alsbald schließt sich das Thal wieder und nackte morsche Wände, an denen der Pfad nur mit Mühe sich hält, engen den Bach ein. Der Weg geht in der Höhe immer am Abgrunde hin, lange Zeit mit keiner andern Aussicht als auf öde Schrofen.

Hoch an dem Tobel fortziehend gelangten wir zur Karthause von Schnals, auch Allerengelsberg genannt, welche König Heinrich von Böhmen im Jahre 1326 stiftete. Der Prior der Karthause war Hofkaplan der Grafen von Tirol und hatte Sitz und Stimme auf der Prälatenbank der tirolischen Landtage. Er lebte mit seinen Brüdern in allerdings sehr ascetischer Gegend von schmachtigen Fischen und gutem Weine. Aus dem See auf der Heide ob Mals, der dem Kloster angehörig, zappelten die edelsten Flossenträger im Küchenbrunnen zu Schnals. Kaiser Josef hob die Karthause auf und seitdem ist die königlich böhmische Stiftung in bösen Abfall gerathen. Die Zellen der frommen Mönche sind jetzt armen Leuten zur Wohnung hingegeben. Auf den alten Mauern wachsen junge Gräser.

Nach diesem blickten wir links ins wilde Psoffenthal hinein, aus welchem jene herauskommen, welche bei Zwieselstein im Dexthale auf Gurgel gehen und über den großen Ferner steigen. Dann sahen wir jenseits des Baches St. Katharina, eine kleine Kirche auf schroffer Höhe. Dießseits

schlängelt sich der Weg immer an fahlen Sandwänden hin und tief in der Schlucht unten rauscht der Bach. Nur selten stehen einsame Häuschen da oder dort in der Aussicht. Nach und nach aber erscheinen die grünen Nebengelände, die sich vom Binschgau hereinziehen und den Hof zu Ladurn bekränzen, von welchem das Geschlecht der Ladurner stammt, das sich clanartig, wohl mehrere hundert Köpfe stark über Binschgau, Etschland und ganz Tirol verbreitet und sogar einen Absenker nach Petersburg getrieben hat, welcher dort Schlachten malt. Auch der fleißige Geschichtsforscher, Pater Justinian Ladurner, Franciscaner zu Innsbruck, ist aus diesem Stamme. Zu gleicher Zeit beginnen die Berge jenseits der Etsch in die Schlucht hereinzublicken und die Burg Juval erscheint stolz und groß auf hoher Warte, einst der Eppaner, dann der Matscher Besitz, von Markgraf Ludwig von Brandenburg dem Herrn Erhard von Halben vergeben, im sechzehnten Jahrhundert bei Hans Schwicker Sinkmoser, dem Kellner zu Tirol, seit 1815 einem Bauern verkauft und dem gänzlichen Verfall entgegensehend. Unten wird die Schlucht enger und finsterner, oben hebt sich der Weg unter riesigen Kastanien und schattigen Linden immer mehr in die Höhe, je näher des Thales Ende rückt, und nahe an den Pforten des Schlosses hat er die höchste Stelle erreicht. Von da aber sieht man wieder einmal hinunter in ein Hauptthal, ins Land, das die Etsch durchströmt, ins schöne Binschgau. Die gelben, verbrannten Berge der Sonnenseite standen den mächtigen Föchern enthalb des Stromes zu großartigem Widerspiel entgegen; jene eine heiße, steil aufsteigende Sahara, diese voll Gras und Laub und Schatten, voll Wiesen und Wälder bis hinauf an die beschneiten Zinnen. Da sah man hinüber bis an die Sulbnerferner und ich glaube sogar bis an den Ortles,

whose head in wintry grandeur towers
 and whitens with eternal sleet,
 while summer in a vale of flowers
 is sleeping rosy at his feet.

Es ist dieß zwar vom heiligen Libanon in Syrien gesagt, aber es gilt auch hier von den weißen ewigen Fehern, die in winterlicher Größe sich aufthürmen, während der Sommer im Binschgau unten rosig zu ihren Füßen schläft. Und jetzt schlief er auch wirklich am heißen Mittage in südlicher Siesta und athmete nur leise durch die Nebenlauben, und ein weicher blauer Duft schwebte über dem Thale, aus welchem die Schlösser und die Dörfer, die Weingelände, die Kornfelder und die Kastanienbäume dämmernd sich erhoben. Mitten drinnen strömte die Etsch und daneben schlenderte wie ein gelber Faden zwischen Büschen und Bäumen die Heerstraße daher. Auf dieser entdeckten wir weit draußen ein eiliges schwarzes Pünktchen, in dem wir allmählich den Stellwagen erkannten. Um mit ihm zusammenzutreffen, mußten wir gleichwohl auf die Schau der schönen Malereien verzichten, mit welchen Hans Schwicker Sinzmoser, der Kellner zu Tirol, die Burg einst schmücken ließ, und so stiegen wir rasch die steile, rebenbefränzte Halde hinab, und nachdem wir, von schwerer Hitze bedrückt, das Dorf Staben, welches unten an der Etsch liegt, erreicht hatten, rollte auch zu gleicher Zeit der Stellwagen daher, der uns aufnahm und in drei Stunden nach Meran brachte.